

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Złoty für die achtgepaltene Zeile, außerhalb 0,15 Złoty. Anzeigen unter Text 0,60 Złoty, von außerhalb 0,80 Złoty. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

❖ Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig nom. 1. bis 15. 9. - cr. 1,65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29), Postfachkonto P. R. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 3004

Eine Absage an Deutschland?

Keine Illusionen über die Genfer Verhandlungen — Kein Entgegenkommen in der Rheinlandfrage
Vor dem Rücktritt Stresemanns

Paris. Ueber die kommenden Rheinlandverhandlungen in Genf schreibt der gewöhnlich gutunterrichtete „Excellior“: Die Abwesenheit Briands, Chamberlains und Stresemanns von der Völkervereinigung würde den Genfer Beratungen viel Interesse nehmen. Man müsse aber die Bedeutung der Sonderbesprechungen unterstreichen, die Briand mit Reichsfürst Hermann Müller haben werde, der das Reich in Genf vertreten und nicht versäumen werde, die Frage der vorzeitigen Rheinlanddrängung an dem Punkt wieder aufzugreifen, an dem Dr. Stresemann sie bei seinen Pariser Besprechungen verlassen habe. Es sei nicht unnütz darauf hinzuweisen, daß alle Mitglieder der französischen Regierung darüber einig seien, daß die Lösung von der Einigung aller an den Reparationen, den Kriegsschulden und der allgemeinen Sicherheit Interessierten abhängige. Dr. Stresemann hätte sich hierüber keinen Illusionen hin-

geben können. Die herzliche Aufnahme, die ihm in Paris zuteil geworden sei, zeige genügend, daß die öffentliche Meinung Frankreichs Deutschland keineswegs feindlich sei. Die Entspannung und Beruhigung zwischen den beiden Ländern könne nicht bestritten werden, aber wenn auch die neue verständliche Stimmung die Regelung der schwebenden Fragen erleichtere, könne sie den Verzicht auf ein von den alliierten Mächten gehaltenes Pfand als Garantie gerade für die endgültige Regelung nicht rechtfertigen.

Weiter wird berichtet, daß die Aussprache Poincarés-Stresemanns keinerlei Ergebnisse gezeitigt habe und aus diesem Grunde auch die Politik Stresemanns erfolglos sei. An diese Tatsache knüpfen neu erschienene Blätter die Mitteilung, daß Stresemann als Außenminister zurücktreten werde, da er keinesfalls für die Rheinlanddrängung in Ostloarno eingehen werde.

„Die deutsche Gefahr“

Den Chauvinisten aller Länder ist die „deutsche Gefahr“ zu einem beliebigen Schlagwort geworden, welches immer wieder dann hervorgeholt wird, wenn es sich um eine Verständigung mit Deutschland handelt. Wir haben sie gerade vor der Unterzeichnung des Kellogg-Paktes in Frankreich vernommen und kurz vor Abschluß des Sozialistischen Kongresses hat sogar der belgische Kriegsminister Janszaren geäußert, weil man nicht ganz seinen Rüstungsmünschen gefolgt ist und die Rheinlandbesetzung forderte. So ist es auch nicht überraschend, daß Deutschlands östlicher Nachbar gleichfalls diese Trommel schlägt, aber etwas heftiger, als wir dies im Westen gewohnt sind. Die asiatische Kultur gewisser Zeitungs-Schreiber in Warschau läßt sich bei aller westlichen Tünche doch nicht verleugnen. Und die Herren werden gewöhnlich boshaft, wenn ihnen etwas Wahrheit durchdringt, wie es zeitweilig bei uns in der gelegentlichen Demokratie zugeht. Anlässlich der interparlamentarischen Unionstagung in Berlin haben einige deutsche Abgeordnete des polnischen Sejms auch das Wort ergriffen und die trostlose Lage der Minderheiten in Polen geschildert. Dies ist besonders den Kreisen, die der Regierung nahestehen, zeitweise aber über ihre Wünsche hinausgehen, sehr auf die Nerven gefallen und nun fragt der Chefredakteur des „Głos Prawdy“, der eigentlich „Stimme der Verleumdungen“ heißen sollte, wie man denn eigentlich in Deutschland über die Verständigung denkt. Das Auftreten der deutschen Abgeordneten wird nicht sachlich widerlegt, sondern sie werden höchst einfach als Staatsfeinde bezeichnet, in Polen ein beliebtes Argument, wo sachliche Gegenbeweise fehlen.

Und der hyperkritische Pilsudskidraufgänger „Stipczynski“ schreibt einen geharnischten Artikel, der sich „Kampf oder Verständigung“ betitelt und mit Ausfällen gegen Deutschland gipfelt ist. Der Verfasser kann es nicht begreifen, daß in Deutschland, welches soeben erst den Kellogg-Pakt unterzeichnet hat, Stimmen laut werden, die nach einer friedlichen Revision der Ostgrenzen streben. Deutschland muß sich damit abfinden, daß polnischseits niemand daran denkt, irgendwie von einer Grenzrevision zu sprechen und selbst eine friedliche Aussprache könne nur mit einer Kriegserklärung beantwortet werden. Nun, neu ist diese Weisheit nicht, und auch durchaus verständlich, aber ebenso gibt es in Deutschland keinen Staatsmann, der sich mit den heutigen Grenzen Deutschlands abfindet, wenn man auch nicht daran denkt, sich in ein kriegerisches Abenteuer zu stürzen. Polen, so spricht man, will eine ehrliche Verständigung auf wirtschaftlicher Grundlage und war bisher zu Konzessionen bereit, hat sogar 40 000 Hektar deutschen Grundbesitzes nicht liquidiert, um eine Verständigung herbeizuführen. Aber wenn man in Deutschland von Revisionen redet, so wäre es an der Zeit, diese Liquidation durchzuführen, um zu beweisen, welche Mittel Polen gegenüber Deutschland noch besitzt. Nun wissen wir, daß zwar die Liquidationen aufgehört haben, aber das deutsche Element ist aus der früheren Heimat vertrieben worden und wie man sonst mit den deutschen Minderheiten verfährt, ist ja Gegenstand jeder Völkervereinigung.

Aber die Ursachen, die eine „deutsche Gefahr“ ständig betonen, liegen viel tiefer. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an das „Interview“ des Außenministers Jasleski, der zwar nicht von einer deutschen Gefahr sprach, aber sehr bedauerte, daß der Kellogg-Pakt keine Sanktionen enthalte, und sein Bestreben ist es, sich wenigstens mit anderen Verbündeten Frankreichs zu verständigen, um Vorstellungen bei einer eventuellen Rheinlanddrängung zu erheben und vor allem, um den sehnlichsten Wunsch durchzuführen: ein Ostloarno zu erlangen. Daß der polnische Außenminister in ständiger Sorge hinsichtlich der „deutschen Gefahr“ lebt, ist kein Geheimnis, und man braucht bloß die Stimmung zu betrachten, die in polnischen Blättern anlässlich der Bewilligung des Panzerkreuzers erzeugt wurde. Ohne zu bedenken, hat man sofort die Feststellung gemacht, daß dieser Panzerkreuzer A ausschließlich gegen Polen gerichtet war, und es ist selbstverständlich, daß damit eine Vorbereitung zur Grenzrevision beabsichtigt sei; so wenigstens sind die Kommentare der polnischen Presse. Wenn aber Polen von Jahr zu Jahr sein Militärbudget um einige hundert Millionen erhöht, so tut es dies schließlich auch nur der „deutschen Gefahr“ wegen.

Der Angriff auf Deutschland kommt nicht überraschend. Wenn polnische Staatsmänner an eine rasche Verständigung glauben, dann geht die polnische Presse, mit Ausnahme der sozialistischen, zum Angriff über und verweist eben auf die „deutsche Gefahr“, die nicht nur Polen gilt, sondern die schwarzen Kreuzritter bedrohen als Erbfeinde die ganze

Ein faschistisches Banditenstück in der Schweiz

Der Enthüller des Matteottimordes entführt — Mussolinis ehemaliger Pressechef Rossi verhaftet

Basel. Die Verhaftung des früheren italienischen Pressechefs Rossi in Campione am See von Lugano hat in Tessin große Erregung hervorgerufen, namentlich wegen einiger zunächst noch nicht aufgeklärter Begleitumstände. Es dürfte nämlich feststehen, daß Rossi, der sich einigen Monaten unter falschem Namen in Lugano aufhielt, italienischen Spionen ins Garn gegangen ist. In einem Auto, in dem Rossi mit einer jungen Dame, die in Wirklichkeit eine Polizeiagentin war, eine Spazierfahrt unternahm, wurde er nach der italienischen Enklave gebracht, wo er sofort verhaftet wurde.

Basel. Die Angelegenheit Rossis läßt sich allmählich zu einem neuen italienisch-schweizerischen Zwischenfall aus. Der Bundesrat hat bereits von den Tessiner Behörden genauere Feststellungen über die Angelegenheit eingefordert.

Der sehr mächtige „Corriere del Ticino“ erklärt, Rossi sei durch die italienische Polizei auf schweizerisches Gebiet gelockt und von da mit Gewalt nach Italien verschleppt worden. Der Fall sei von internationaler Bedeutung und von einer ungewöhnlichen Schwere, namentlich über den Kanton Tessin, der sich der Gefahr ausgesetzt sehe, Operationsgebiet der italienischen politischen Polizei zu werden.

Rossi, der ehemalige Pressechef Mussolinis hat bekanntlich, den Faschistenhauptidee beizubringen, den Mord an dem Sozialistenführer Matteotti organisiert zu haben.



Mussolinis früherer Pressechef
Cesare Rossi

Rußland für Unterzeichnung des Kellogg-Paktes

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der stellvertretende Außenkommissar Litwinow am Freitag den französischen Botschafter Herbetie empfangen und ihm die Antwortnote der Sowjetregierung auf die durch Frankreich übermittelte Einladung zur Unterzeichnung des Kellogg-Paktes überreicht. In der sowjetrussischen Note wird bemängelt, daß der Kellogg-Pakt keine Verpflichtungen der unterzeichneten Mächte über die Durchführung der allgemeinen direkten Abrüstung enthalte, die nach sowjetrussischer Auffassung die alleinige wesentliche Vorbedingung für den Frieden darstelle. Die Formulierung

der einzelnen Bestimmungen des Kellogg-Paktes über den Kriegsverzicht sei ungenügend und unbestimmt und lasse verschiedene und willkürliche Auslegungen zu. Der Pakt enthalte außerdem eine Reihe von Vorbehalten, die den Zweck verfolgten, von vornherein auf den Schein einer Verpflichtung zur Aufrechterhaltung des Friedens zu beschränken. Da der Pakt aber den Unterzeichnermächten gegenüber der öffentlichen Meinung gewisse Verpflichtungen auferlege, gebe er der Sowjetunion eine neue Möglichkeit, ihre Friedensliebe zu beweisen und ihre Bereitwilligkeit zur Unterzeichnung des Paktes zu bekunden.

Woldemaras bei Schubert

Genf. Staatssekretär von Schubert empfing um 18½ Uhr im Anschluß an die Geheimnisnacht den litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras und den litauischen Gesandten in Berlin, Sidzikauskas. Es darf angenommen werden, daß es sich bei dieser Unterredung zunächst nur um eine allgemeine Aussprache über die zahlreichen, zwischen Deutschland und Litauen schwebenden Fragen handelt. In der Unterredung dürfte jedenfalls die Frage der deutsch-litauischen Handelsvertragsverhandlungen sowie die Memelfragen, insbesondere die letzten Vorkommnisse im Memelgebiet und auch die polnisch-litauischen Beziehungen erörtert werden.

Ein internationaler Chinatongreß

Berlin. Wie Berliner Blätter aus Tokio melden, beabsichtigt Japan die Einberufung eines internationalen Kongresses zu veranlassen, um angesichts der zu erwartenden chinesischen Zollpolitik noch vor Ende dieses Jahres einen gemeinsamen Schritt der Mächte zu unternehmen.

Reichstagspräsident Loebe zur Panzerkreuzerdebatte

Berlin. Reichstagspräsident Loebe nimmt im „Vorwärts“ in einem „klare Entscheidung“ überschriebenen Artikel Stellung zur Panzerkreuzerfrage. Loebe hält die Partei um ihrer selbst willen für absolut gebunden und kommt zu dem Schluß, daß die sozialdemokratischen Minister selbst am besten tun würden, wenn sie offen erklärten, daß sie nach dem Protest, den der Bauentschluß gefunden habe, den Reichstag noch einmal befragen wollten, wie er zum Bau stehe. Sie könnten das tun, ohne sich etwas zu verhehlen und vielleicht hätten auch weitere Koalitionsparteien außer den Demokraten inzwischen eingesehen, daß das Deutsche Reich ohne diesen Kreuzer nicht zugrunde gehe. Gebe es aber Parteien, die daraus eine Kabinettsfrage machen wollten, dann würde es neue Kämpfe geben. Die Sozialdemokraten aber wollen bei diesen Kämpfen auf der Seite stehen, die die Fortsetzung dieser Rüstungen ablehne.

Welt. Alle Nachbarn Deutschlands sind ja so friedlich und geben zu diesen „Friedenszwecken“ nur zwei Drittel ihrer Staatsausgaben aus, während von Deutschland auf Schritt und Tritt die restlose Abrüstung gefordert wird. Am 10. September sollen die deutsch-polnischen Verhandlungen wieder aufgenommen werden. Als Vorboten erhält man die Angriffe, die sich in der Presse in den nächsten Tagen wiederholen werden. Der polnische Außenminister ist aber der Ansicht, daß die Verständigung kommen wird, die polnischen Parlamentarier haben sogar die Bildung einer deutsch-polnischen Arbeitsgemeinschaft angeregt, nur die deutschen Abgeordneten aus Polen sollen den Mission hineingetragen haben, weil sie es wagten, auch die Schattenseiten des polnischen Verständigungswillens zu bezeichnen, und das ist der konsequente Kampf zur Ausrottung des Deutschtums. Wir sind nun entgegengelegter Meinung, daß man nicht eine Wirtschaftsverständigung herbeiführen kann, ohne nicht auch an gewisse politische Fragen zu erinnern. Dabei braucht an solche weittragende Probleme, wie die Grenzrevision, nicht gedacht zu werden, sie wird unseres Erachtens nach überflüssig, wenn man polnischerseits den Haß abbaut, die Verständigung so weit gedeihen läßt, daß das Märchen vom deutschen Erbfeind verschwindet. Aber soweit will man es nicht kommen lassen, denkt nur an die Vorteile, die die Wirtschaftsverständigung bringen soll, nicht aber, wie man die politischen Gegensätze einfach verhinbert.

Als Deutschland wirtschaftlich darniederlag, die Ruhrbesetzung zu ertragen hatte, da glaubte man in Warschau, Erde deutscher Gebiete in Ost- und Westpreußen zu werden. Als sich das Blatt wendete, Deutschlands Aufstieg trotz aller Unterdrückung fortschreitet, spricht man von der „deutschen Gefahr“. Was man aber fürchtet, das ist deutscher Fleiß und deutscher Wille zum Aufstieg. Wenn im Reich die Verständigung mit Polen oft hintertrieben wird, so ist es nicht das Werk der deutschen Demokratie, sondern oft der polnischen Chauvinisten, die dem deutschen Nationalismus die Waffen gegen eine Verständigung liefern. Die „deutsche Gefahr“ wird einmal latent, wenn man Deutschland nicht jene Rechte gewährleistet, auf die es Anspruch erheben darf, dann wird der Nationalismus über den Verständigungswillen in weiten Kreisen des deutschen Volkes siegen. Wir Deutsche im Ausland aber haben oft die Kosten dieser „deutschen Gefahr“ zu tragen, indem die Chauvinisten unsere Ausrottung mit allen nur erdenklichen Mitteln betreiben. — U.

Schlussitzung der Minderheitenkonferenz

Genf. In der Schlussitzung des Nationalitätenkongresses wurde eine Entschließung angenommen, in der an der Zusammenarbeit mit den verschiedenen internationalen Vereinigungen, insbesondere mit der Völkerbundsliga, und zugleich der Versuch einer erfolgreichen Fortsetzung dieser Arbeit sowie der Zusammenarbeit unter den einzelnen Minderheiten zum Ausdruck gebracht wird. Lebhaft begrüßt, hielt sodann der deutsche Abgeordnete in Genf, Rechtsanwalt Dr. Haffelblatt, einen tief durchdachten Vortrag über Nationalitätenkampf und Rechtsverflechtung. Nationale Unbillbarkeit und Inkraftsetzung staatlicher Gesetzgebung zum Zwecke der Unterdrückung der Minderheiten führe notwendig zu einer Rechtsverflechtung, die in Abweichung betriebenen Rechts von angewandtem Recht besteht, sei aber nicht nur eine Rechtsverflechtung gegenüber den Betroffenen, d. h. der Minderheiten, sondern eine Rechtsverflechtung überhaupt. Ein Volk, das sich daran gewöhnt, den in seinem Staatsgebiet wohnenden Minderheiten gegenüber Unrecht als Recht gelten zu lassen, gewöhne sich dann an das Unrecht.

Zum Schluss wurden noch rein organisatorische Fragen besprochen. Die Versammlung äußerte einstimmig den Wunsch, die von Dr. Robinson eingeleitete Bibliographie des Minderheitenrechts fortgesetzt zu sehen, ebenso sprach sie sich für Herausgabe eines statistischen Handbuchs der Minderheiten und Errichtung eines intereuropäischen Instituts für Minderheitenkunde aus.

Aus dem Bericht des Sekretariats geht hervor, daß es sich weiter um die Organisation des Pressedienstes und Zusammenarbeit mit anderen internationalen Organisationen, um die Aufrechterhaltung der Beziehungen zwischen den einzelnen am Kongreß teilnehmenden Gruppen und um die Herausgabe der Konferenzveröffentlichungen bemüht. Zu erwähnen ist noch die während der Tagung erfolgte Gründung eines Verbandes der Minderheitsjournalisten sowie die auf Vorschlag Dr. Haffelblatt erfolgte Gründung einer Vereinigung der Minderheitsjuristen.

Die Affäre Stinnes noch ungeklärt

Weitere Vernehmung von Belastungszeugen — Kein Antrag auf Haftentlassung

Berlin. Wie eine Berliner Korrespondenz meldet, wurden im Laufe des Freitag noch eine Anzahl von Zeugen vernommen, die unter von Waldow und Direktor Rothmann gearbeitet haben. Es handelt sich z. T. um höhere Angestellte der Stinnesbetriebe in Hamburg, die von Herrn von Waldow dazu benannt worden sind, daß er nicht selbständig gearbeitet hat, sondern daß er seine Direktiven von Hugo Stinnes jun. erhalten hat.

Im übrigen habe sich der Streit zwischen von Waldow und Hugo Stinnes jun. noch weiter verschärft, und es sei damit zu rechnen, daß von Waldow in den nächsten Tagen sich noch ausführlicher zu den Vorgängen äußern werde. Es müsse damit gerechnet werden, daß die Schutzschrift Hugo Stinnes' erst

Mitte der nächsten Woche dem Untersuchungsrichter überreicht werden wird, da einer der Verteidiger sich am Freitag nach London begeben hat, wo in der deutschen Botschaft eine wichtige Vernehmung stattfinden werde. Nach Erledigung dieser Angelegenheit wollen die Verteidiger dann ausführlich die Stellungnahme ihres Mandanten darlegen. — Inzwischen sei auch Frau Stinnes in Berlin eingetroffen, um hier die Maßnahmen zur Verteidigung ihres Sohnes selbst zu überwachen. Frau Stinnes habe noch nicht die Genehmigung erhalten, ihren Sohn zu sehen, da erst nach dem Abschluß der augenblicklichen Vernehmungen Hugo Stinnes daran zu denken ist, daß dieser seine Verwandten im Untersuchungsgefängnis sprechen kann.

8 Arbeiter tot — 20 zum Teil schwer verletzt

Schweres Explosionsunglück in einer Dynamitfabrik

Paris. Nach Meldungen aus Caen hatte sich am Freitag vormittag in der Dynamitfabrik von Ablon bei Honfleur ein schweres Explosionsunglück ereignet. Der größte Teil der Gebäude ist in die Luft geflogen. Acht Arbeiter wurden getötet und etwa 20 verletzt, davon 4 schwer. Einzelheiten über das Explosionsunglück liegen noch nicht vor, auch die Ursache des Unglücks ist bisher nicht bekannt. Der Bürgermeister von Ablon

sowie die Gerichts- und Militärbehörden haben sich an den Ort der Unglücksstelle begeben. Diese Explosion ist nicht die erste, die sich in der Pulverfabrik ereignet hat, doch waren die bisherigen bei weitem nicht so schwer wie die heutige. Die drei Kilometer von Honfleur hinter Bäumen versteckt an der Seine gelegene Unglücksstelle ist von unaufhörlich herbeiströmenden Neugierigen umlagert.



Georg Meißner von Müller

der Begründer des Deutschen Museums in München, ist zum Ehrenpräsidenten der 1930 in Berlin stattfindenden Welt-Kraftkonferenz gewählt worden.

derheitsjournalisten sowie die auf Vorschlag Dr. Haffelblatt erfolgte Gründung einer Vereinigung der Minderheitsjuristen.

In seiner Schlussansprache hob Präsident Dr. Wilson hervor, daß die von der Tagung erhobene Kritik an der Arbeit des Völkerbundes wegen der Neubefestigung des Minderheitensekretariats nicht allein im Interesse der Minderheiten erfolgt sei, sondern nicht zuletzt im Interesse des Völkerbundes selbst. Dr. Wilson begrüßte die Anwesenheit der Vertreter des im vorigen Jahre aufgetretenen Verbandes der Minderheiten Deutschlands, die diesmal als Pressevertreter an der Tagung teilnahmen. Dr. Wilson verlas noch die Grundsätze, die die Minderheitenkonferenz über Ziel und Zweck seiner Arbeit sowie über Einladung und Aufnahme neuer Gruppen und über technische Einzelheiten auf dieser Tagung besprochen hat. Der Präsident schloß: „Was wir hier leisten, trägt im eigentlichen Sinne zur Befriedung der Menschheit bei, indem unsere Arbeit die europäische

Kultur, die ohne die Kultur der einzelnen Völker undenkbar ist, durch die Erhaltung wertvollster Einzelteile bereichert. Wir aber wollen die Welt besser verlassen als wir sie vorgefunden haben.“

Lang anhaltender Beifall dankte dem Präsidenten für diese Worte. Darauf wurde die Tagung für geschlossen erklärt.

Lord Cushendun über den polnisch-litauischen Streit

London. In einer Unterredung mit dem Genfer Sonderberichterstatter des „Evening Standard“ erklärte Lord Cushendun zum polnisch-litauischen Streit, es bestehe die Notwendigkeit, in der ganzen Frage Geduld zu bewahren. Der Völkerbund habe Geduld und Berühmtheit gezeigt. Jeder Zwang müsse zu einem Fehlschlag führen. Wenn der Völkerbund irgendetwas zu befürchten habe, dann sei das aus denjenigen Kreisen, die von ihm zu viel erwarteten. Diese Kreise seien seine gefährlichsten Feinde.

Zunehmende Arbeitslosigkeit im englischen Bergbau

London. Vier große Kohlengruben gaben am Donnerstag bekannt, daß sie sich wegen der zunehmenden Abschwächung der Schwierigkeiten gezwungen sähen, etwa 5000 Arbeiter zu entlassen. Daneben sind Arbeiterentlassungen in kleinerem Umfang von einer großen Anzahl anderer Gruben vorgenommen worden, so daß sich die Arbeitslosigkeit im Bergbau langsam aber stetig vermehrt.

Gesandter Knoll auf Urlaub

Bad Mergentheim. Der polnische Gesandte in Berlin, Erzelenz Knoll, ist zum längeren Kuraufenthalt in Bad Mergentheim eingetroffen und hat in der Kuranstalt Haus Ferdinand Wohnung genommen.

Levine gibt seinen Ozeanflug auf?

London. Levine hat im Begleitung der Diamantenkönigin Mabel Bolk London verlassen und endgültig darauf verzichtet, Croydon als Startplatz für seinen beabsichtigten Atlantikflug zu benutzen. Die Möglichkeit besteht, daß der Flug von Le Bourget aus angetreten wird, wahrscheinlicher ist jedoch, daß Levine die Reise mit dem Schiff vornimmt.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

(Schluß.)

Aber er hatte eigene Absichten; denn er hatte mittlerweile beschlossen, das Mädchen umzubringen, hatte sie veranlaßt, ein Geständnis zu schreiben, das sie später in die Tasche stecken mußte und von dem ich natürlich damals noch nichts wußte. Das Original, das sie abgeben mußte, fand sich bekanntlich in seiner eigenen Tasche.

Ich sah sie heraustrücken und folgte ihnen auf dem Fuße. Um Zufälligkeiten vorzubeugen, trug ich Schuhe mit Crepesohlen. Nichtsdestoweniger warnten Rotes scharfe Ohren sie davor, daß sie verfolgt wurden.

Einmal kam der Mann zurück, um nach mir zu schauen, aber ich hatte mich flach gegen eine Mauer gedrückt, und er kam zwar auf wenige Schritte an mich heran, bemerkte mich aber nicht.

Ich konnte nun schon erraten, was Charles Berrys Pläne waren, außerdem hörte ich ihre Stimmen ganz deutlich. Deshalb verringerte ich den Abstand zwischen uns immer mehr und war nun ein kümmerlicher Beobachter all dessen, was jetzt folgte.

Es dauerte nicht lange, und Berry sprang auf sie los und zog sie mit aller Macht nach dem Wasser. In diesem Augenblick trat ich in Aktion. Ich schoß zweimal nach ihm. Der erste Schuß muß ihn nach meiner Berechnung schon getötet haben. Kate wandte auf mich zu, und als sie meine Stimme hörte, erkannte sie mich sofort.

Es ist nicht mehr allzuviel zu erzählen. Ich fand Jimmy am verabschiedeten Ort und ließ die beiden davonziehen, ihn und meinen Kugapfel, während ich weiter meiner normalen Beschäftigung in Devonshire Street nachging, um Sie, lieber Leasington, erst in Freiheit gesetzt zu sehen, bevor ich die erste Gelegenheit wahrnahm, England zu verlassen, um nie wieder zurückzukehren. Eines Tages wird vielleicht meine Ache an der Seite meines Vaters und meines Bruders Philipp bestattet werden in dem kleinen Kirchhof in Buckfast-Town-Moor. Aber bis dahin werde ich England fernbleiben müssen.

Kate ist verheiratet, eine unaussprechlich glückliche Gattin, Jimmy — Sie würden es dem Mann in Chapperos, der mir, während ich dies schreibe, gegenübersteht, nie ansehen, daß er einmal vor Jahren stellvertretender Polizeikommissar war.

Das ist die ganze Geschichte, mein lieber Franz, nur für Ihr Auge und das Auge Ihrer teuren Frau bestimmt. Sie waren so nett, mir Lebenswohl zu sagen, als ich, kurz vor Ihrer Hochzeit, auf Ferien und Erholung ging. Ich verpach Ihnen, noch zeitig genug zu Ihrer Hochzeit zurück zu sein, aber das war ein Versprechen, das ich damals schon nicht zu halten gedachte. Ich glaube, Sie verstehen, warum. Ich möchte bei Ihnen zeitlebens durch weiter nichts als meine Heilkunst im zutem Andenken stehen — das ist die Eitelkeit eines alten Doktors. Gott schütze Sie! Ende!

Amtliche Weisheit

Amtliche Weisheit ist gewöhnlich amtliche Dummheit, eine einfache Feststellung, mit der nichts gegen die Pflichttreue und den Eifer der Beamten gesagt werden soll. Nur stimmt leider das Wort nicht immer, daß Gott dem Menschen, dem er ein Amt gegeben hat, auch den nötigen Verstand dazu verleiht. Der Beamte lernt von den Gesetzen, denen er Achtung verschaffen soll, zuerst die Buchstaben. Das genügt, um nicht von den Vorgesetzten schikaniert zu werden und selbst ein Vorgesetzter zu sein, der andere schikanieren darf. Dabei erlebt der vernünftige Mensch, dem schon das Wort „Vorgesetzter“ als ein Un Ding erscheint, seltsame Abenteuer wie die zwei, die ich hier erzählen will, eins aus Frankreich, dem Lande der Logik, und das andere aus der Schweiz, dem Lande der Freiheit.

Ein französischer Landgendarm fand auf der Landstraße eine alte Frau, die von einem Automobilisten überfahren war. Die Arme blutete stark und mußte sofort verbunden werden. Der Gendarm nahm also aus seiner Dienstatasche die Verbandswatte und die sterilisierten Binden, die jeder Beamte im Dienst nach der Vorschrift bei sich tragen muß, stillte kunstgerecht die Blutung und fuhr die Verwundete auf seinem Zweirad ins nächste Hospital. Der Arzt belobte den tüchtigen Mann, obwohl die Frau nicht mehr zu retten war. Sie starb am gleichen Abend. Als aber der Gendarm bei der vorgelegten Beförderung die von ihm geopfert amtliche Verbandswatte reklamieren wollte, erhielt er die Antwort, daß ihm ein neues Verbandzeug erst dann geliefert werden könne, wenn er von dem dienlich behandelten Patienten fünfzig Centimes einliefert hätte. Der Patient war tot, die fünfzig Centimes sind deshalb nicht beizutreiben und der Gendarm weiß nicht, was er tun soll, wenn er wieder einmal

einen Menschen blutend am Wege liegen sieht, den ein Automobilist überfahren hat. Die Geschichte wäre zum Lachen, wenn sie nicht zum Weinen wäre, schreibt der „Matin“, der den Fall erzählt.

Das andere Abenteuer ist nur zum Lachen. Es zeigt, daß selbst in einem Musterland, wie es die Schweiz ist, die Würde des Beamten zum — na sagen wir mal nicht Größenwahn, sondern zum Mißverständnis ausarten kann. In einem Ort, der nicht genannt sein soll, weil er nur mit Dankbarkeit für seine Schönheit genannt zu werden verdient, führt ein Fußweg durch grüne Matten zur Station der Bergbahn. Der Weg ist schmal und von Passanten belebt. Deshalb hat die Drispolizei am Anfang eine Tafel angebracht:

„Das Befahren auf diesem Weg ist bei einer Strafe von 10 bis 50 Franken verboten. Der Amtsvorstand.“

„Bravo“, sagte die Dame, „da sieht man doch, daß die Schweiz für die Fremden sorgt.“

Raum war das Wort dem Mund entflohen, da erscholl ein schrilles Klingeln, die Dame sprang in den Graben und ein träglicher Welpen saute auf einem Zweirad vorüber.

„Sie!“ rief ihm ein aufgeregter Herr nach, „halten Sie an! Können Sie nicht lesen, daß hier das Fahren verboten ist?“

Der wilde Mann auf dem Rade hielt wirklich an und wartete, bis die Gesellschaft näher gekommen war. „Was soll's denn sein?“ fragte er und ließ sich geduldig den Fall erläutern. Er war höflich, aber maßlos erstaunt.

„Das Verbot kenn' ich sehr gut“, sagte er dann. „Das hat seine Richtigkeit, hier darf keiner fahren — aber ich bin doch der Amtsdieners!“

Bunte Chronik

Einem Amtrichter, der magentleidend war, hatte sein Hausarzt den Rat gegeben, während der Gerichtsverhandlungen ein paar Tropfen Bordeaux zu trinken. Deshalb stand immer ein gefülltes Glas auf seinem Richtertisch. Eines Tages hatte er einen schwierigen Fall zu entscheiden.

„Können Sie beschwören, daß Sie eben die Wahrheit gesagt haben?“ fragte der Richter.

„Und ob“, erwiderte der also Angeredete. „Wenn ich gelogen habe, so soll mich dies Glas Wein erlösen.“

Bei diesen Worten nahm er das Glas des Richters und leerte es bis zur Reige.

Polnisch-Schlesien

Kunst und Arbeiterschaft

Von jeher ist Kunst jeglicher Art ein Mittel zur Veredelung der Menschheit gewesen. Und es gibt auch nichts Schöneres, als sich in einer Mußestunde an einem Kunstwerk zu erfreuen, sei es auf dem Gebiete der Musik, der Malerei und Plastik oder des vielseitigen Theaters. In der heutigen Zeit, deren rasender Pulsschlag nur der Lebenserregung gilt, ist es sowohl um die Kunst selbst als auch um diejenigen, welche sie ausüben, sehr schlecht bestellt. Jeder Mensch, der halbwegs den Ansprüchen des 20. Jahrhunderts genügen will, muß ringen und kämpfen, um sich einigermassen zu behaupten, sonst wird er vom Strom der Zeit überflutet. Wer findet da — außer den sogenannten „Glücklichen“ — noch Muße genug, um der Kunst zu huldigen? Ja, es kommt sogar vor, daß man einen solchen Schwärmer „weltfremd“ und „Träumer“ heißt, weil er eben noch indirekt an das Schöne und Edle, durch die Kunst vermittelt, glaubt.

Es müßte aber gerade in der gegenwärtigen Epoche der scheinbaren Verflachung aller Idealwerte darnach getrachtet werden, auch Kunst, natürlich echte und hochwertige, den Menschen zugänglich zu machen. Aber auch hierbei spielt eben die Geldfrage eine Hauptrolle. Die Arbeiterklasse hat schon von früher her immer nur von weitem auf jeglichen Kunstgenuss wie nach einem verbotenen Garten geschaut. Ihr war es höchst selten vergönnt, im Reiche der Kunst zu wandeln, und man hat ja auch einen Arbeiter niemals für „maßgebend“ auf diesem Gebiete angesehen. Stets waren die Darbietungen der verschiedenen Kunstarten so gehalten, daß die Arbeiterschaft sowohl aus finanziellen als auch aus „gesellschaftlichen“ Gründen nicht daran teilnehmen konnte. Daher war auch nach 1918 der Ruf „Die Kunst dem Volke“ nur allzu berechtigt, und er ist von den maßgebenden Stellen der Arbeiterbewegung auch nach Möglichkeit gehört worden. Besonders Wien hat hierin Großes geleistet. Dort existiert eine hervorragende Volksbühne, in des Wortes wahrster Bedeutung dem Volke gehörig; ferner werden Arbeiter-Sinfonieorchestre veranstaltet, und der Arbeitergesang, dessen Fortschritt allerwärts blüht, ist letzten Endes auch eine Kunst, die sogar von der Arbeiterschaft selbst ausgeübt wird. Man ist jedenfalls da, wo Arbeiter am Ruder sind, in richtiger Erkenntnis der Dinge auch nicht daran verübergangen, die Kunst den breiten Massen des schaffenden Volkes aufzutun. Und man findet gerade unter der Arbeiterschaft leidenschaftliche Kunstanhänger, da ihr Geschmack noch unverfälscht ist vom Gift der bürgerlichen Kultur.

In der Wojewodschaft Schlesien ist allerdings inbezug auf dieses Gebiet so gut wie nichts geschehen. Hier haben wir keine Museen, wo der Arbeiterfreund auf einem Gang sein Auge erlaben kann; auch sonstige Ausstellungen (Malerei u. dergl.) finden nur höchst selten statt, und wenn dies der Fall ist, so entspricht die ganze Aufmachung durchaus nicht dem Sinne der arbeitenden Klasse. Kunst, wenn sie dargeboten wird, muß eben so gehalten sein, daß sie jeden Menschen meint und nicht nur eine gewisse Oberschicht des Bürgertums. So bliebe denn nur das Theater. Und hier haben die Arbeiter in mannigfaltiger Form Gelegenheiten, künstlerische Genüsse zu erleben; denn das deutsche Theater kann sich durchaus sehen lassen. Die Preise sind zumeist so gehalten, daß sich auch der Arbeiter wenigstens einmal im Monat eine Vorstellung erlauben kann. Ein inhaltvolles Stück oder ein gutes Konzert bieten dem Arbeiter tatsächlich mehr als ein Abend in einem verträumten Lokal. Wir wissen, daß unter unseren Parteimitgliedern und Gewerkschaftlern der größte Teil sehr gern ins Theater geht, mancher aber mitunter aus merkwürdigen Gründen dies unterläßt, weil er sich, sozusagen, nicht „gesellschaftsfähig“ findet. Das ist ganz falsch. Das Theater soll eine Volksbildungstätte sein, und wenn, wie hier bei uns die Verhältnisse liegen, die Arbeiter sich selbst davon zurückziehen, dann dürfen sie sich nicht wundern, wenn es schließlich eine Tumultstunde derjenigen wird, die die Wiedereröffnung der Spielzeit nicht um der Kunst willen mit Sehnsucht erwarten, sondern um ihr neues Abendkleid und den hochmodernen Smoking schon ausführen zu können.

Auf der anderen Seite möchten wir aber auch einmal das Augenmerk der Theaterleitung darauf richten, daß die Auswahl der Stücke auch etwas auf die Arbeiterschaft zugeschnitten sein soll. Schließlich leben wir in einem Lande, dessen Bevölkerung sich zu 80 Prozent aus Arbeitern zusammensetzt. Warum hat dieser größere Volksanteil nicht das Recht, wenigstens hin und wieder Stücke zu sehen, deren Geist und Form dem Streben der so schwer ringenden Arbeiterklasse angepaßt sind? Wir erwarten die Winterspielzeit in Kürze und hoffen, daß einerseits sich die Arbeiterschaft auf ihre Rechte besinnen wird, und andererseits auch die Theaterleitung den Weg zum Herzen der deutschen Arbeiterklasse in Polnisch-Oberschlesien suchen wird; denn Kunst und Volk sind zwei untrennbare Weiten, ihre innerlichste Bindung ist Arbeit und Kampf und darum gehören sie zusammen!

M. A.

Zulage für Monteure in der Eisen- und weiterverarbeitenden Industrie

Die Monteurfrage hat des öfteren die Gewerkschaften beschäftigt. Am Anfang des Jahres hatten einige Versammlungen der Monteure zu der Entlohnung Stellung genommen. Die Gewerkschaften der Arbeitsgemeinschaft hatten beim Arbeitgeber die Forderungen eingereicht und Anfang April fanden die ersten Verhandlungen statt. Nach mehreren Einzelberatungen konnte man nun endgültig zu einem Abkommen kommen.

Am gestrigen Freitag fand die Schlussverhandlung statt. Nach wiederholtem Meinungswechsel ist nachstehende Vereinbarung getroffen und unterzeichnet worden:

Zwischen dem Arbeitgeberverband der weiterverarbeitenden Metallindustrie und den Werken der Schwerindustrie, die Monteure beschäftigen, einerseits, und zwischen der Arbeitsgemeinschaft der Metallarbeiterverbände andererseits wird folgendes Abkommen über die Auslöschungsfälle (Entlohnung des Mehraufwandes auf Montage) der Monteure geschlossen.

1. Die Auslöschungsfälle betragen:
 - a) am Orte 0,50 Zloty je Arbeitstag;
 - bis zu 10 Kilometer Entfernung 2,50 Zloty je Arbeitstag;
 - über 30 Kilometer Entfernung 6,50 Zloty je Arbeitstag;

Die Bedeutung der Presse wird in Arbeiterkreisen noch vielfach verkannt. Die Arbeiter sind oft sozialistisch und gewerkschaftlich organisiert, aber Leser der bürgerlichen Presse, deren Hauptaufgabe die Erhaltung des heutigen wirtschaftlichen und politischen Zustandes ist. In den Ländern, wo die Arbeiterbewegung eine hervorragende Rolle spielt, war immer das Bestreben, die sozialistische Presse auszubauen, da mit deren Aufstieg auch der Kampf um die Befreiung der Arbeiterklasse sich leichter vollzieht. Die bürgerliche Presse versteht es sehr wohl, sich Leser zu erhalten; denn hinter ihr stehen nicht nur die Industriellen und Großgrundbesitzer, sondern auch die Inseratenvergeber, die ein großes Interesse an der Niederhaltung der Arbeiterschaft haben. Der gefährlichste Feind der heutigen Gesellschaftsordnung ist die sozialistische Presse, und wir wissen aus verschiedenen Erfahrungen, daß, während die Kapitalisten klagen, daß sie am Ende ihrer Kraft sind, sie der Arbeiterschaft keinerlei Lohnerhöhungen gewähren können, sie zu gleicher Zeit Millionen für die Unterstützung der bürgerlichen Presse auswerfen, angeblich, um über ihre traurige Lage die breiten Massen aufzuklären. Und es gibt gewisse Politiker, die dies auch offen zugaben, wie zum Beispiel Korfanty mit der Gründung seiner „Polonia“, die vom „Berg- und Hüttenmännischen Verein“ zeitweilig ausgehalten wurde. Die deutsch-ober-schlesischen Industriellen haben sich in Berlin sogar ein Mittagsblatt geleistet, welches aus den Millionenfonds der Industrie gespeist wurde und ausschließlich dem Kampf gegen die Sozialisten gedient hat. Das Unternehmen ist fruchtlos gegangen, aber man wird recht bald in anderer Form ein Unternehmen fundieren, welches diesen Kampf fortsetzt. Man erinnere sich der Bedeutung der sogenannten Sugenbergpresse in Deutschland, jenes Großindustriellen, der Zeitungen nur deshalb ausschüttet, um sich politischen Einfluß zu sichern. In Polen kann man ja die Zusammenhänge nicht so deutlich erkennen, aber eines ist sicher, daß der weitaus größte Teil der bürgerlichen Presse seine Hauptaufgabe darin findet, den Aufstieg der Arbeiterklasse zu verhindern.

Die meisten Arbeiter haben die geringste Ahnung davon, mit welchen Schwierigkeiten die Arbeiterpresse zu kämpfen hat. Und nicht umsonst wenden wir uns immer wieder bei jeder Gelegenheit an die Arbeiter, um ihnen die Bedeutung ihrer Presse zu zeigen. In Deutschland erscheinen nicht weniger als 195 sozialistische Tageszeitungen, und die Arbeiterklasse geht auch im Siegeszug vor zur Beseitigung der Unterdrückung. Wir in Polen haben nur eine unbedeutende Arbeiterpresse, aber nicht etwa, weil es hier keine kompakten Massen gibt, sondern, weil die Arbeiter fast ausnahmslos die bürgerliche Presse unterliegen. Wenn die besitzenden Stände die bürgerlichen Zeitungen allein lesen würden, ist deren Existenz trotz der großen Inseratenplantagen einfach unmöglich. Der Arbeiter muß die Bedeutung der Presse erkennen, die man nicht umsonst die Großmacht nennt. Sie hat dem Arbeiter gegenüber eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen, als die bürgerlichen Blätter, die sich in sensationeller Berichterstattung übertreffen wollen. Die Arbeiterpresse soll nicht nur eingehende Informationen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet liefern, sondern eine Kampfgemeinschaft in seinem Streben nach Aufstieg sein. Sie kann aber ihre Pflicht nur erfüllen, wenn sie Unterstützung bei den

Arbeitern findet. Oft glaubt der Arbeiter, daß er die Menge des Papiers, welches ihm geliefert wird, als Entgelt für die magere Kost hinzunehmen hat, die man ihm in der bürgerlichen Presse bietet.

Die Versammlungen und Konferenzen, die die Arbeiterbewegung abhält, reichen nicht dazu aus, um die Agitation für den Sozialismus, für die Befreiung der Arbeiter, durchzuführen. Sie ganz zu erfüllen, ist Aufgabe der Arbeiterpresse, die nicht nur gelegentlich, sondern täglich zu den Volksmassen in Tausenden von Exemplaren sprechen kann. Darum ist auch ein jeder neu gewonnene Abonnent für die Arbeiterpresse gleichzeitig ein Mitstreiter in dem großen Befreiungskampf des werktätigen Volkes. Diese Tatsache wird leider vielfach verkannt, und wenn die Gewerkschaften und die sozialistischen Parteien nur geringe Erfolge bei Wahlen aufzuweisen hatten, so deshalb, weil die breiten Massen ganz von der bürgerlichen Presse eingeengt waren und auch dem Bürgertum willige Gefolgschaft leisteten. Was aus den Versprechungen der bürgerlichen Parteien nach erfolgreicher Wahl geworden ist, davon können sie sich auf Schritt und Tritt überzeugen. Wer da hofft, daß sich unter dem Einfluß der bürgerlichen Presse und ihrer Parteien etwas ändern wird, der verkennt die Einstellung dieser Herrschaften, die in der Arbeiterklasse ihren unüberwindlichen Gegner sehen. Sie werden aber rasch mit ihm fertig, wenn diese ihre Presse liest. Sie haben es dann nicht nötig, sich in Versammlungen zu zeigen, Aufklärung zu schaffen, das wird reichlich durch die Presse des Bürgertums besorgt. Nur eine ausgedehnte Arbeiterpresse kann Wandel schaffen und da muß es auch Hauptaufgabe der Arbeiter selbst sein, für ihre Verbreitung zu sorgen. Ohne eine große Arbeiterpresse gibt es keinen Aufstieg der Arbeiterbewegung in allen ihren Zweigen.

Wir haben die Absicht, unseren „Volkswille“ in den nächsten Tagen besser auszubauen, nicht nur dem Inhalt nach, sondern auch dem Umfange nach, und hoffen auf die Unterstützung aller Kollegen und Genossen. Es wäre ihnen ein Leichtes, unsere Auflage zu vervielfachen, wenn sie ernsthaft die Agitation für den „Volkswille“ betreiben wollten. Wir können uns leider keine bezahlten Abonnentenwerber leisten, wir sind auf die Mitarbeit der armen Proleten angewiesen und wissen diese auch einzuschäken. Soll aber unser Werk gelingen, soll der „Volkswille“ seinen Kampf um nationale und soziale Befreiung fortsetzen können, dann muß er seine Auflage vervielfachen. Dies ist aber nur möglich, wenn uns die Arbeiter in Bergwerk, Fabrik und Hütte unterstützen. Wir haben zu ihnen das Vertrauen, daß es gelingen wird. Darum auf zur Agitation, zur Werbung neuer Abonnenten! Es sind noch Tausende zu gewinnen, die zu unserer Idee stehen, sie müssen reiflos erfasst werden. Jeder bringe einen Abonnenten, und wir haben die heutigen Schwierigkeiten überwunden. Wir sind gern bereit, den Genossen und Kollegen mit Agitationsexemplaren zu dienen und bitten darum, sich an uns zu wenden. Was jetzt schon für die Verbreitung des „Volkswille“ getan wird, erleichtert die gesamte Agitation für unsere Bewegung. Und darum an Werk! Jeder Leser werde einen neuen Abonnenten und dann wird unser Kampf auch wesentlich erleichtert!

—II.

Ein mildes Urteil gegen Aufständische

Der Ueberfall auf Sejmabgeordneten Franz im November 1927 vor Gericht
Vier Aufständische zu Gefängnisstrafen verurteilt

Am 6. November 1927 wurde in Gieraltowicz eine Delegiertenversammlung der Deutschen Katholischen Volkspartei von Aufständischen gestört. Als Referent fungierte der Sejmabgeordnete Franz aus Kattowicz. Während seines Referates wurde er von einer Bande, die in den Saal eingedrungen war, unterbrochen. Abg. Franz wurde mit Gummiknüppeln und Stöcken im Saal und auf der Straße schwer mißhandelt und blieb dann blutüberströmt in besinnungslosem Zustande auf der Straße liegen. Die Attentäter, dieses Ueberfalles wurden von Franz zur Anzeige gebracht, es sind dies der Grubenarbeiter Widenko aus Gieraltowicz, der frühere Polizeibeamte Konicz aus Bielschowitz, der Eisenbahner Rajca aus Gieraltowicz, der Arbeiter Sobanek aus Gieraltowicz, der Maschinist Potyka und der Arbeiter Scholz aus Gieraltowicz.

Diese hatten sich in der Freitag-Verhandlung des Schöffengerichtes wegen schwerer Körperverletzung zu verantworten, wobei Sejmabg. Franz als Nebenkläger auftrat. Zu der Verhandlung waren 17 Zeugen geladen. Die Angeklagten stritten bei ihrer Vernehmung die Schuld ab. Im der Beweisaufnahme wurden jedoch sämtliche Angeklagten mit Ausnahme des Potyka und Scholz schwer belastet. Widenko wurde als Urheber und Anführer des Ueberfalles gekennzeichnet und überführt. Sejmabgeordneter Franz führte bei seiner Vernehmung aus, daß die wahren Urheber des Ueberfalles ganz wo anders zu suchen wären

als in den Personen der Angeklagten. Die einzig richtig Schuldigen sind die Hintermänner, welche Widenko und seine Genossen zum Ueberfall auf die Versammlung aufgereizt hätten, es ist dies der Westmarlerverein. Der Staatsanwalt hob in seiner Anklagerede hervor, daß es ein schweres Unrecht sei, wenn man die Gefinnung anderer niederknüppeln wolle. Die Angeklagten seien zum Teil überführt und müßten nun auch bestraft werden. Er beantragte für Widenko, Konicz und Sobanek je drei Monate Gefängnis, für die übrigen Angeklagten Freispruch mangels an Beweisen. Nach längerer Beratung wurde dann folgendes Urteil verkündet: Widenko wird wegen schwerer Körperverletzung und Anführung der Bande zu sechs Monaten Gefängnis, Konicz zu vier Monaten Gefängnis, Sobanek und Rajca zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt. Potyka und Scholz wurden wegen Mangel an Beweisen freigesprochen. Bemerkenswert ist, daß das Urteil weit über die Anträge des Staatsanwaltes hinausgingen. Wenn auch im Verhältniß zu den schweren Mißhandlungen, die Sejmabg. Franz f. Zt. erlitten hat, die Urteile noch als milde angesehen werden können, so könnte das Urteil doch dazu beitragen, daß endlich in Ostoberschlesien Verhältnisse eintreten, die eines ordnungsmäßigen Staates würdig sind, weil es heute der erste Fall ist, daß Aufständische wegen eines Ueberfalles überhaupt verurteilt wurden.

Über 20 bis 30 Kilometer Entfernung 5,00 Zloty je Arbeitstag;
über 30 Kilometer Entfernung 6,50 Zloty pro Arbeitstag;
alle anderen auf Montage entfallenden Leute erhalten 90 Prozent der obigen Sätze.

2. Verantwortungsulage erhalten nur die ersten Monteure, die eine Montage leiten und tatsächlich die Verantwortung tragen. Die Verantwortungsulage beträgt:

- a) für kleine Montagen 0,25 Zloty je Arbeitsstunde;
- b) für mittlere Montagen 0,50 Zloty je Arbeitsstunde;
- c) für große Montagen 0,75 Zloty je Arbeitsstunde.

3. Die Vorarbeiterzulage beträgt 0,15 Zloty je Arbeitsstunde.

Das Abkommen gilt ab 1. September 1928 und ist mit 14 tägiger Frist erstmalig zum 31. Dezember 1928 kündbar.

Kattowice, den 31. August 1928.

Arbeitgeberverband der weiterverarbeitenden Metallindustrie Polnisch-Oberschlesiens und Werksstätten der Eisenhütten, die Monteure beschäftigen.

Arbeitsgemeinschaft der Metallarbeiterverbände.

Diese Vereinbarung bedeutet eine Erhöhung der Lohnsätze um 40 Prozent, den Monteuren, die bisher der Organisation ferngestanden haben, aber möge dieser Erfolg ein Ansporn sein, sich gewerkschaftlich zu schulen und zu organisieren; denn nur die Organisation vertritt am besten ihre Lebensinteressen.

Ein Mitglied des Deutschen Metallarbeiterverbandes.

Betriebsrätekonferenz der Bergarbeiter

Am Sonntag, den 2. September, vormittags 10 Uhr, findet bei Rogitz (Südpart-Restaurant) in Kattowicz eine allgemeine Betriebsräte-Konferenz des Bergbaues statt.

Zutritt haben nur gegen Vorzeigung des Mitgliedsbuches und Betriebsratsausweises die Betriebsräte der der Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Verbände.

Tagesordnung: Die Lage im Bergbau unter Berücksichtigung der letzten Ereignisse.

Börsenkurse vom 1. 9. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . . 1 Dollar	(amtlich = 8,91 zł frei = 8,92 zł)
Berlin . . . 100 zł	= 46,959 Rmł.
Kattowik . . . 100 Rmł.	= 212 95 zł
1 Dollar	= 8,91 zł
100 zł	= 46,959 Rmł.

Neugruppierung um Korfanty?

Wie die Warschauer Regierungspreſſe zu berichten weiß, ſollen die unter dem bekannten Führer Dmowski während den letzten Wahlen ſtark abgefallenen nationalen Demokraten mit dem von der Chriſtlich-Deſemokratiſchen Zentralorganisation ausgeſchloſſenen Abgeordneten Korfanty Zählung genommen haben, um mit ihm in Schleſien eine nationale Einheitsfront zu ſchaffen, die gegen das jetzige Regierungſyſtem in Oppoſition ſtehen ſoll. Korfanty ſoll grundſätzlich gegen eine Vereinigung nichts einzuwenden haben, doch hat er ſich noch nicht klar entſchieden können, da die Verhandlungen mit der Zentrale der Chriſtlich-Deſemokratiſchen Partei noch nicht abgeſchloſſen ſind. Korfanty ſoll ſich vorläufig nur verpflichtet haben, in ſeinem Organ die Preſſekomunikates der Nationaldemokraten zu veröffentlichen. In politiſchen Kreiſen wird dieſe Fuiſion zwiſchen den beiden Parteien ſehr lebhaft erörtert.

Sarrajanis Konzert verſchoben

Am geſtrigen Freitag wollten ſich 100 Muſiker aus Sarrajanis Zirkus in Kattowik einfinden, um der polniſch-oberſchleſiſchen Bevölkerung ein Dankkonzert zu bringen. Aber viele Menſchen verſammelten ſich umſonſt am Ring: Baſchwierigkeiten hinderten den Grenzübergang der hundert Muſiker, ſo daß das Konzert ausfallen mußte. Aber dieſe Schwierigkeiten ſind jetzt beſehen und das Konzert wird beſtimmt am Dienstag, den 4. 9. von 12—2 Uhr mittags auf dem Kattowiker Ring nachgeholt.

Taucher- und Raſchſchuhapparate im Dienſte der Feuerweh

Für die ſtädtiſche Berufsfeuerweh in Kattowik ſind in dieſem Jahre von der Firma Draeger, Zweigniederlaſſung Beuthen, ein Taucherapparat, ſowie zwei Raſchſchuhapparate angeliefert worden. Der Taucherapparat eignet ſich für die Rettung von Ertrunkenen, welche ohne Zeitverluſt aus dem Waſſer geſchleppt und bei Anwendung von Wiederbelebungsvorſuchen ins Leben zurückerufen werden können. Weiterhin iſt dieſer Apparat, mit deſſen Hilfe der mit der Rettungs- bzw. Bergungsaktion betraute Wehrmann eine Tiefe bis zu 10 Meter erreichen kann, für die Bergung von Leichen vorgeſehen, die biſher bei großen Waſſertiefen ſchwer auffindbar waren. Dieſer neuzeitliche Taucherapparat weiſt folgende Beſtandteile auf: 1 Segeltuchjacket, 1 Regulierluſtſack, welcher mittels Zuführungſchlauch mit der durch eine beſondere Hülſe geſchützten Raſipatrone und dem Sauerſtoſſzylinder (Inhalt 0,6 Liter) verbunden iſt, 1 Gummiröhre mit Mundſtück, 1 Paar Bleiſchuhe im Gewicht von 30 Pfund, 1 Bleikette 20 Pfund, 1 Gewicht von 10 Pfund, 1 Raſenklebner, ſowie 1 Schutzhülſe, beſtehend aus einer Gummieinlage und 2 Glasſcheiben. Die Raſipatrone, welche nach einer Stunde erneuert werden muß, hat den Zweck, eine Abſonderung bzw. Regulierung der verbrauchten Luſt unter Waſſer herbeizuführen. Dieſer Taucherapparat ermöglicht ein etwa halbhündiges Verweilen des Tauchers unter Waſſer. — Die neuen Raſchſchuhapparate ſind als Sicherheitsmaßnahme für Mannſchaften bei ſtarker Rauchentwicklung vorgeſehen. Auch dieſe Apparate weiſen eine Raſipatrone und den Sauerſtoſſzylinder auf. Das Geſicht und die Atmungsorgane werden durch eine Raſchſchuhmaſke, nach Art der Gaſmaſken, geſchützt. Sowohl die Raſchſchuhapparate als auch der Taucherapparat ſind von der ſtädtiſchen Berufsfeuerweh in Kattowik bei Durchführung der Rettungsaktionen bereits mit Erfolg angewandt worden.

Deuſche Theatergemeinde

Sonntag, den 2. September, abends 7/8 Uhr, wird das Berliner Sinfonieorcheſter (ehemals Blüthner-Orcheſter) in Königsſhütte im großen Saale des „Graſen Heden“ ein einmaliges Konzert geben. Das Orcheſter iſt ein Inſtrumentalkörper allergrößten Formats, mit wahrhaft bezaubernder Klangſchönheit das unter der Stäbſführung ſeines genialen Dirigenten, Generalmuſikdirektors Drs Kunwald, höchſte Vollkommenheit erreicht hat. Unſerem muſikliebenden Publikum wird die ſeltene, nicht bald wiederkehrende Gelegenheit geboten, eines der beſten deutſchen Konzertorcheſter in ſeiner Geſamtſtärke von 72 Mann zu hören. In Kattowik, wohin das Orcheſter von Königsſhütte ausſieht, mußte ein drittes Konzert angeſetzt werden, um dem Anſturm nach Eintrittskarten gerecht werden zu können. Das Programm bringt Regner: Mozartvariationen; Richard Strauß: Till Eulenspiegel; Berlioz: Phaſtaſtiſche Sinfonie. Karten nur noch an der Theaterkaſſe in Königsſhütte, Hotel „Graſ Heden“, Telephon 150. An der Abendkaſſe werden auch Schülerkarten ausgegeben.

Kattowik und Umgebung

Betr. Mannſchaften der Reſerve im Bereich von Groß-Kattowik.

Das Militärbüro beim Magiſtrat in Kattowik weiſt alle Mannſchaften der Reſerve, welche im Bereich von Groß-Kattowik wohnhaft ſind, auf die Bekanntmachung des 5. Armeeſtrups Kattowik hin, welche an allen öffentlichen Anſchlagſtafeln zum Ausſhang gebracht worden iſt. Laut dieſer Bekanntmachung werden die einzelnen Truppengattungen derjenigen Militärpflichtigen angeführt, für welche die Verpflichtung beſteht, an der dieſjährigen Reſerveübung teilzunehmen. In Frage kommen Militärpflichtige der Kategorie A und zwar: Unteroffiziere und Mannſchaften des Jahrganges 1901 (Fuß-, Tank- und Verbindungsgruppen); Jahrgang 1895 und 1894: Unteroffiziere aller Truppengattungen, ausgenommen die Marine; Jahrgang 1900: Unteroffiziere und Mannſchaften des Luſtweſens (Junker, Telegraphiſten, Radiomechaniker, Photographen), ferner der Feſſelballon-Truppe, jedoch in dieſem Falle nur die Mechaniker (mechanicy dzwizgarkowi i wytworni wodoru); Jahrgang 1902: Unteroffiziere und Mannſchaften der Fuß-, Tank- und Verbindungsgruppen, ſofern dieſe im Vorjahr an der Reſerveübung nicht teilgenommen haben; Jahrgang 1898, 1891 und 1890: Unteroffiziere aller Waſſengattungen, welche aus irgendwelchen Grün- den im Jahre 1927 an der Reſerveübung nicht teilgenommen

haben (ausgenommen iſt die Marine); Jahrgang 1903, 1902, 1901, 1897 und 1896: Unteroffiziere und Mannſchaften, ſowie Mannſchaften des Jahrganges 1898, welche zur Fliegertruppe zählen (allerdings nur das eigentliche), Flugpersonal, demnach auch Piloten und Flugſchützen), ferner auch Unteroffiziere und Mannſchaften der Ballontruppe (jedoch nur die Aufſteller (Vorbereiter), denen im verfloſſenen Jahr ein Aufſchub für die Zeitdauer von einem Jahre gewährt worden iſt; Jahrgang 1899 und 1900: Unteroffiziere und Mannſchaften aller Truppengattungen (mit Ausnahme der Marine), welche in den Jahren von 1925 bis 1927 an der Reſerveübung nicht teilgenommen haben.

Alle dieſen Reſervisten der vorſtehenden Truppengattungen, welche biſher keine Einberufungsordre zuſteht erhalten bezw. keine Uebung mitgemacht haben, ſind verpflichtet, ſich biſ spätestens zum 10. September bei der Powiatowa Komenda Uzupiekni (Bezirkskommando) in Kattowik, ulica Marjacta 19, früh um 9 Uhr einzufinden. Es erfolgt von dort aus die Zuweiſung an die einzelnen Truppenteile. Bei der Anmeldung müſſen das Militärbuch, ferner die Mobilisationskarte und alle im Beſitz befindlichen militäriſchen Dokumente vorgelegt werden. — Eventl. Reklamationsgeſuche ſind unverzüglich einzureichen. Entſprechende Aufſchlüſſe können beim ſtädtiſchen Militärbüro, bezw. beim Bezirkskommando eingeholt werden.

Gerichtspersonalien. Der Vorſitzende der 3. Strafkammer beim Landgericht in Kattowik, Gerichtsdirektor Niezle, iſt von ſeinem mehrwöchentlichen Erholungsurlaub zurückgekehrt und hat die in ſeinen Reſſort fallenden Straſſachen bereits in Bearbeitung genommen.

Sprachkurse der Volkshochſchule Kattowik. Die Sprachkurse der Kattowiker Volkshochſchule beginnen in der Woche vom 10. September an, und zwar ſind beabſichtigt: Polniſch, ein Anfängerkursus und einer, der mit dem zweiten Teil des Grzegorzewski einſetzt. — Engliſch, ein Anfängerkursus und ein zweiter, de: mit ſektion 20 des Lehrbuches fortſetzt, ſowie zwei Lektürekurse, ein leichter mit Erzählungen von D. Wilde und ein ſchwererer mit „Jugend“ von Joſef Conrad. — Franzöſiſch ein Anfängerkursus und ein Konverſations- und Lektürekursus für Fortgeſchrittene (Roman von R. Roland). — Meldungen ſowie nähere Auskünfte in der Buchhandlung von Hirſch am Ring ab Montag.

Schmuggel von Chemikalien. Beim Schmuggeln von Chemikalien wurde vor einiger Zeit die in Gleiwitz wohnhafte Cheſſrau Stefani S. an der Beuthener Zollgrenze abgefaßt. Gegen Frau S. wurde am geſtrigen Freitag vor der Zollſtrafkammer in Kattowik in Abweſenheit verhandelt. Das Urteil lautete auf ſechs Wochen Gefängnis.

Gräberau. (Mitglieder der Begräbnisſtaſſe.) Am vergangenen Sonntag fand im Bechenhauſe der Georggrube die Mitgliederverſammlung der Begräbnisſtaſſe ſtatt. Da es ſich um die Exiſtenz der Kaſſe handelte, waren circa 800 Mitglieder erſchienen. Betriebsrat und Vorſitzender der Kasse eröffnete mit Bekanntgabe der Tagesordnung die Verſammlung, worauf Oberrechnungsſührer Wiczorek den Kaſſenbericht erſtattete. Aus dieſem ging hervor, daß die Kaſſe 1149 zahlende Mitglieder hat, trotzdem auf Georggrube nur noch 400 Arbeiter im Betrieb ſtehen. Ferner erfuhr man, daß in den 4 Jahren circa 30 000 Zloty Sterbegeld ausgezahlt wurden und ein Kaſſenbeſtand von über 16 000 Zloty mit 4prozentiger Verzinsung in der Kattowiker Kreisparke angelegt iſt. Unter den Anweſenden beſanden ſich auch jene Freigewerſchaftler, die auf Betreiben der Wollſen entlaſſen worden ſind. Kaſſenmitglied Kawa verlangte nun in der Diſkuſſion die Verleſung der einzelnen Ausgabeſtationen. Dieſem Wunſche konnte nicht entſprochen werden, da Herr Woll nur die Geſamteinnaſmen und -ausgaben verleſen ließ. Natürlich erhob ſich ein Sturm der Entrüſtung gegen die diſſatoriſche Art des Vorſitzenden, und es waren keine ſchmeichelhafte Worte, die ihm an den Kopf geworfen wurden. Schließlich wurde die Ruhe wiederhergeſtellt und nun beriet man über die Zukunft der Kaſſe, wenn die Grube eingeleſt werden ſollte. Nur die Bedingen entſchieden ſich für eine Auflöſung, während die Mehrzahl dafür ſtimmt, daß die Kaſſe in der Hauptverwaltung der Sozialschichte von Oberrechnungsſührer Wiczorek weitergeführt werden ſoll. Die letzten zwei Punkte der Tagesordnung wurden ohne Diſkuſſion erledigt, worauf Schluß der Verſammlung erfolgte und Woll ſchleunigſt verſchied. Scheinbar hat er die dicke Luſt der Verſammlung nicht vertragen können, und das wiſt auf die ganze Leitung der Kaſſe ein ſchlechtes Licht. Da ſcheint doch etwas faul zu ſein im Staate Dänemark!

Einſenau. (Feldiebe an der Arbeit.) Die ſtändig wachſende Feuerung veranlaßt verſchiedene Arbeitsloſe, die Kartoffel- und Krautfelder heimzuſuchen. Wenn man auch ſchließlich die Notlage der Betroffenen dafür verantwortlich machen muß, ſo müſſen wir trotzdem ihre Tat umſomehr verurteilen, als die Feldfrüchte erſt im Entwickeln begriffen ſind und beſhalb verſchiedene Sträucher beim Herausreißen mit daran glauben müſſen. Das Merkwürdigſte jedoch daran iſt der Umſtand, daß die Beſtohlenen ſelbſt arme Teufel ſind, während die Felder der Reichen verſchont bleiben; denn dieſe werden gut bewacht. Vielleicht richtet die Polizei ihr Augenmerk in Zukunft mehr auf das Beſtehlen der kleinen Feldfrüchte als auf die ausgebeuteten Felder der Industrieburone.

Königsſhütte und Umgebung

Was kommt zur Beratung?

In der am Mittwoch, den 5. September, nachmittags 5 Uhr, ſtattfindenden Stadtverordnetenſitzung, kommen u. a. folgende Punkte zur Beratung: Einführung des Maſchinenarbeiters Nikolaus Jendroschek in das Amt eines Stadtverordneten, Einverſtändniſſklärung der Annahme einer vom Direktor Kawa geſpendeten Geldſumme von 3000 Zloty für die gewerbliche Fortbildungſchule, Genehmigung der erfolgten Ueberſchreitungen des Staats im Rechnungsjahr 1927/28, Austausch von Grundſtücksgeſandte, Genehmigung der Koſten für die Ueberwölbung des „Guezanals“, Bewilligung der Koſten für die Inſtandſetzung der ulica Kopernika und deren Verteilung an die Anlieger, Ankauf des früheren Bank Poſtſtgebäudes an der ulica Pajstowska, worin das Bezirkskommando untergebracht werden ſoll, Umpandlung einer kurzſtrigen Anleihe von 835 000 Zloty, die die Stadt im Jahre 1926/27 vom Miniſterium für öffentliche Arbeiten aufgenommen hat, in eine langſtrige Annahme der Ausführungsbeſtimmungen betreffend die ſtädtiſche Müll- und Abſchaffung, Paſchung mehrerer Bruchſtücke von der Starboſerm für die Aufſchüttung von Müll, Miſche und Kloaken, Uebernahme der Garantie für eine aufzunehmende Anleihe von der Woiwodschaft für den Bau einer neuen Kirche in der Hedwigſparodie. In einer geheimen Sitzung werden Beamtenfragen behandelt. Der Vorberatungsausſchuß tagt am Montag, den 3. September, nachmittags 6 Uhr, im Magiſtratsſitzungszimmer 21.

Die liebe Konkurrenz. Nach dem mit dem Bau des neuen Finanzamtgebäudes gegenüber dem Bahnhofs in dieſem Jahre nichts mehr wiſt, man es aber ſehr eilig hatte, mit der Kaſſe-

tung der ſchönen Grünanlage daſelbſt, hatte der Magiſtrat die auszuführenden Malerarbeiten in den Büros im Finanzamt an der ulica Glowackiego 5, ausgeſchrieben. Daraufhin gingen 10 Offerten ein, wovon die höchſte auf 1221 Zloty lautete, die niedrigſte dagegen auf 693,50 Zloty, das ſind etwa 100 Prozent mehr. In einem anderen Falle wurden die Renovierungsarbeiten des Sad Powiatowy an der ulica Zjednoczenia vergeben. Von eingegangenen Offerten betrug die teuerſte 1476, die niedrigſte 925 Zloty. Und da ſage noch jemand, es gibt in Königsſhütte keine Konkurrenz!

Ehemalige Kriegsgefangene. In Königsſhütte wird am Sonntag, den 2. September, vormittags um 10 Uhr, im Saale „Dom Poſti“, ulica Wolnosci 61, die fällige Monatsverſammlung des Verbandes ehem. Kriegsgefangener abgehalten. Unter anderem erfolgt die Bekanntgabe derjenigen Mitglieder, (es handelt ſich um ehem. engliſche Kriegsgefangene), welche in den nächſten Tagen ihre Entſchädigung ausgezahlt erhalten.

Bäder in den Volkſchulen. Durch Verfügung vom 18. Februar — Nr. 0... 5. Fig. 72-28 — hat der Unterrichtsminiſter den Schulkuratoren, dem Leiter der Schulabteilung bei der Schleſiſchen Woiwodschaft, den Schulinspektoren und den Leitern der Schulen genaue Anleitung zur ſorgfältigen und fleißigen Benützung der Schulbrauſebäder durch die Schulkinder im Intereſſe der Geſundheit und der Erziehung derſelben erteilt. Auch wurde genau praktiſch dargelegt, wie dieſer Anordnung Genüge getan werden kann, wenn an einem Orte auch nur einzelne Schulen eine Badeeinrichtung beſitzen. Die Stadt Königsſhütte hat eine genügende Anzahl von Schulen mit ſolchen Einrichtungen, ſo daß bei gutem Willen und geſchickter Organisation, jedes Kind wenigſtens einmal im Monat baden könnte. Wir ſind neugierig, zu erfahren, nachdem nun die Sommerferien ihr Ende genommen haben, wie dieſe berechtigte Verfügung des Miniſters in den Königsſhütter Schulen Beachtung finden wird. Jedoch ſteht es feſt, daß in den einzelnen Schulen Brauſebäder, die mit großen Koſten errichtet wurden, eine unbenützte Einrichtung ſind. Hoffentlich wird der Leiter der Volkſchulabteilung der Schleſiſchen Woiwodschaft am Ende des nächſten Schuljahres pflichtgemäß berichten können, daß in Königsſhütte jedes Kind wenigſtens einmal im Monat das Brauſebad benützt hat. Nach dem gegenwärtigen Stande des Badens in den Schulen, kann er es nicht tun.

Aus einer Gewerbegerichtsſitzung. Geſtern hatte ſich das Gewerbegericht Königsſhütte wieder einmal mit der Starboſerm zu beſchäftigen, die ja daſelbſt keine Unbekannte mehr iſt. Dieſes Mal hatten wiederum 9 Arbeiter, die zum Teil noch im Arbeitsverhältnis ſtehen oder nicht, Anträge auf Auszahlung von mehreren tauſend Zloty geſtellt, die ihnen nach dem Lohnſtarif zuſtehen. Trotz aller ſchickhaltigen Beweiſe ſeitens der Gewerſchaftsvertreter, daß den betreffenden Arbeitern die geforderten Summen zuſtehen, verließ der Vertreter der Starboſerm bei ſeinem Standpunkt, daß die klagenden Arbeiter nun in „Bereitschaft“ ſtanden und demgemäß auch bezahlt wurden. Scheinbar, weiß der Herr Vertreter noch nicht, was für Dienſte unter „Arbeitsbereitschaft“ fallen. Nach ſeiner Aufſaſſung ſind Wächter, die die ganze Nacht ihre Kontrolluhren ſtehen müſſen, in Bereitschaft, ferner Feuerwehrleute, die Geſchäfts-transporte abholen und bewachen, verſchiedene Botengänge erledigen müſſen uſw., daſſelbe. Um nun dem Herren Gelegenheit zu geben, den Bereitschaftsdienſt zu publizieren und weil noch beide Seiten verſchiedene Zeugen und Belege beizubringen haben, wurde die geſamte Angelegenheit für 14 Tage vertagt, wo dann erneut zu Verhandlungen geſchritten wird.

Eine Haſenmutter. Im betrunkenem Zuſtande verſuchte die in Königsſhütte wohnhafte Cheſſrau Eifenberg, ihre beiden minderjährigen Kinder im dortigen Hüttenreich zu ertränken. Durch raiſches Einſchreiten mehrerer Arbeiter konnte dieſe Untat glücklicher Weiſe vereitelt werden.

Siemianowik

Wenn Lohnſtag iſt! Drei gute Freunde prügelten ſich auf der Schloßſtraße untereinander, von denen der eine einen Meſſerſtich in die Pulsader der rechten Hand erhielt. Mit dieſem Moment hörte die Feindschaft auf und die beiden Kampfs führten den Verletzten ins Lazarett. — Weil er ſich ſtark fühlte, ſchüttete ein ſtark angeheiteter Kumpel einer Obſtfrau auf dem Wochenmarkt den Pfefferkorb aus, und dies unter Raſch und Schimpfen. Er wurde ſittiert.

99 Schlepper, ein Buſchdruder. Das Arbeitsloſenvermittlungſamt gibt ſich die größte Mühe, die von Wollſanggrube angeforderten 100 Schlepper aufzuzeichnen. So wurde auch an einen arbeitsloſen Buſchdruder das Anſinnen geſtellt, daß dieſer ſportlichen Tätigkeit verſuchsweiſe zu widmen, was dieſer natürlich ablehnte. — Bravo!

Dem Leben wiedergegeben. Der 19 Jahre alte Arbeitsloſe Max Wrobel aus Siemianowik verſuchte am Freitag Selbſtmord zu begehen, indem er Lyſol einnahm. Der Lebensmüde wurde nach einem Spital geſchafft, moſelbſt ihm die erſte Hilfe zuteil wurde. Nach biſherigen Ermittlungen ſollen Familienzwifigkeiten das Motiv zur Tat ſein.

Kadſfahrer ohne Licht. Auf der mäßig erleuchteten Parkſtraße fuhren drei Kadſfahrer, deren Räder kein Licht hatten, ineinander. Aus dem entſtandenen Knäuel entwickelten ſich 3 Mann mit zerſchundenen Geſichtern und zerriſſenen Knien ſowie verbogenen Fahrrädern. Einer von ihnen, der gegen die Schloßmauer ſlog, war erheblich verletzt.

Vom Hilgerplatz. Wegen Mangel an kleinquadratiſchen Steinen ſind die Straßenarbeiten am Hilgerplatz vorübergehend eingeleſt. Die Geſamtherſtellung dürfte noch vier Wochen in Anſpruch nehmen. Das in der Mitte ſtehende Denkmal wurde nach dem öſtlichen Teilrand verlegt. Um Kindern das Betreten des Teiches zu erſchweren, wird eine 1½ Meter breite Kabatte angelegt.

Myslowik

Minderheitsſchule. Alle deutſchen Erziehungsberechtigten werden nochmals darauf aufmerkmacht, daß am 4. September cr., nachmittags 3 Uhr, in der Minderheitsſchule die Erſt- wahl des ausgeſchiedenen Schriftführers der Schulkommiſſion ſtattfindet. Es wird gebeten pünktlich und vollſtändig zu erſcheinen.

Stoffenden Frauen und jungen Männern verleiht das natürliche „Franz-Joſef“-Bitterwaſſer zu geregelter Magen- und Darmtätigkeit. Die Hauptvertreter der neuzeitlichen Frauen- heilſunde haben das Franz-Joſef-Waſſer in einer ſehr großen Zahl von Fällen als raſch, zuverlässig und ſchmerzlos wirkend erprobt. — Zu haben in Apotheken und Drogerien.

Verantwortlich für den geſamten redaktionellen Teil: Joſef Helmrich, wohnhaft in Kattowice; für den Inſeraten- teil: Anton Rzytzi, wohnhaft in Kattowice. Verlag: „Freie Preſſe“, Sp. z ogr. odp., Kattowice; Druck: „Vita“, naklad drukarski, Sp. z ogr. odp., Kattowice, Koſciuszki 29.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Erlebnis

Von Hubert Wilm.

Diese Geschichte ist nicht kunstvoll erdacht, sie ist die einfache Erzählung eines Erlebnisses, das der Möglichkeit vielleicht nicht ganz entbehrt, das aber den Vorzug hat, von Anfang an bis zu Ende wahr zu sein.

In meinem Hotel war ein Kellner. Er war nicht hochmütig, war tüchtig, ausgezeichnet geschult, stets dienstfertig, ruhig, zuvorkommend, höflich, ein vollendeter Bedienter, ganz seiner Stellung in einem ersten internationalen Hotel würdig. Ueberflüssig zu erwähnen, daß er drei Sprachen beherrschte: Deutsch, Englisch, Französisch.

Ich sah ihn zuerst vor einem Jahr. Damals war er noch nicht Oberkellner. Er war nur einer von den vielen, aber doch, innerhalb eines glänzend geschulten Personals, auffallend durch seine Besonderheit. Wie er Speisen vorlegte, den Mokka servierte, eine Importe anbot oder einen Whisky hinstellte, das hatte seinen besonderen Stil. Am auffallendsten war mir immer seine vollkommene Ruhe. Ich muß gestehen, ich hielt sie für Phlegma.

Als ich ihn jetzt wieder sah, war er Oberkellner und stand der Dependence des gleichen Hotels vor, in dem ich ihn zum erstenmal begegnet war. Er war nicht würdiger als im vorigen Jahr, nicht herrlicher, nicht nervloser. Er war der gleiche ruhige, höfliche und stille Mensch, als den ich ihn in Erinnerung hatte.

Was mir vor einigen Tagen auffiel: er vergaß zuweilen etwas. Und das schien mir angesichts seiner Schulung und seiner Tüchtigkeit unbegreiflich.

Vorgestern kam ich spät nachts mit einem Freund aus der Bar des Hotels in die Dependence zurück. Wir wunderten uns, noch Licht in der Halle brennen zu sehen, während sonst um diese Zeit das Haus schon längst im Dunkel lag. Ich läutete. Aber während wir darauf warteten, daß nach einiger Zeit der verschlossene Pförtner kam, die Tür aufsperrte und uns einließ, fand mein Freund die Tür unversperrt, und wir traten ein. Alle Lichter brannten, und auf dem Sofa neben dem Kamin saß, den Kopf mit dem Arm stützend, der Oberkellner. Er hatte nicht gehört, daß wir kamen, und stand erst, als wir unsere Mäntel ablegten, langsam auf. Seine Anwesenheit an diesem Ort, in traumverfälschter Stellung, berührte uns sehr sonderbar. Ich fragte ihn, ob er heute Nachtwache hätte, was er zögernd bejahte, obwohl es, wie ich jetzt glaube, nicht zuträfe.

Heute ist es mir klar, daß er an jenem Abend schon das vorhatte, was er dann am nächsten Morgen ausführte. Er wurde nur durch unser Kommen daran gehindert.

Wir setzten uns für eine Viertelstunde, und er brachte uns zwei Glas Whisky als Schlaftrunk. Mir fiel seine unheimliche Ruhe, sein schmerzlicher Gesichtsausdruck auf. Ich hielt das für Müdigkeit. Wir wechselten mit ihm ein paar gleichgültige Worte über das Wetter, die Ueberfüllung des Hotels, über den eigenartigen Charakter der Schweizer Weine. Dann gingen wir auf unsere Zimmer.

Für den nächsten Tag hatte ich mit meinen Freunden einen Ausflug nach Davos verabredet. Ich stand zeitig auf und sah um 9 Uhr unten beim Frühstück. Der kleine Junge meiner Freunde, Ulli, und seine englische Erzieherin frühstückten mit mir. Als ich fertig war, holte ich aus der Westentasche meine Zigarettendose hervor und befüllte auch die anderen Taschen, um nachzusehen, ob ich alles Gewohnte eingepackt hätte.

„Was suchst du in deiner Weste?“ fragte der kleine Ulli und kam zu mir her.

„Ich sehe nach, ob ich ein Notizbuch, meinen Bleistift und meinen Schutzhengel bei mir habe.“

„Was ist das, Schutzhengel? Laß doch mal sehen!“

Ich zeigte ihm meinen Talisman. Es ist die hochreliefartige Halbfigur eines Engels, der mit beiden Händen ein Buch hält. Ein Evangelisten-Symbol, ehemals auf einem gotischen Messbuch befestigt, aus Bronze und schwer vergolde. In einem Säckchen aus Brotat trage ich den Engel immer bei mir.

„Warum hast du den Engel immer in der Tasche?“ fragte Ulli und nahm ihn behutsam aus seiner Hülle, um ihn erstaunt zu betrachten.

„Er begleitet mich überallhin; er soll mich vor Unglück bewahren.“

Während ich das sagte, kam der Oberkellner, den ich an diesem Morgen noch nicht gesehen hatte, an unseren Tisch und brachte mir eine Flasche Wasser. Wie vorher hatte ich an ihm beobachtet, daß er auf ein Gespräch horchte oder neugierig am Tisch stehen blieb. Ich sagte guten Morgen, als er hinter mich trat und das Wasser auf den Tisch stellte. Er blieb stehen. Verwundert blickte ich mich um, und nie in meinem Leben werde ich den Blick vergessen, mit dem er auf den goldenen Engel starrte. Er war um einen Schatten blässer als am Abend vorher, und sein Gesicht war von Gram durchfurcht. Mir war unheimlich zumute.

Kalch steckte ich den Engel ein, stand auf und bestieg den Wagen, der uns zur Bahn brachte. Den ganzen Tag mußte ich an das schreckliche Gesicht des Kellners denken.

Spät abends kamen wir zurück. Das Haus war hell erleuchtet, und an der Treppe erwarteten uns der Pförtner, der Diener meiner Freunde und — ein fremder Kellner. Ich fragte sofort nach dem andern Kellner. Er sei nicht mehr da, bekam ich zur Antwort.

Ehe ich auf mein Zimmer ging, erfuhr ich es durch den Diener: Er hatte sich am Morgen, unmittelbar nach unserem Weggange, in seinem Zimmer erhängt.

Diese Nacht konnte ich nicht schlafen. Immer sah ich den starren, auf den Engel gerichteten Blick des Kellners vor mir. Als ich am Morgen dem Diener die Frage nach dem Warum vorlegte, erfuhr ich: Seit Jahren litt der Kellner an Magenkrebs, hatte gräßliche Schmerzen, konnte nichts essen, lebte von Getränten und Morphium. Er verheimlichte sein Leiden, war für seine Türsprache zugänglich.

Nun frage ich: Hätte man dieses schreckliche Ende nicht verhindern können? Wer konnte es ahnen, was er litt, wer wissen, daß hier gutes Zureden einen Menschen hätte retten können? Freilich, er sagte nichts, er war ein guter Kellner, er wußte, was sich gehörte, er belästigte nicht Gäste mit seinen persönlichen Angelegenheiten. Denn, um Gotteswillen, welcher Gast wollte das auch? Aber sind wir denn nicht alle Menschen?

Er konnte nichts essen und trug doch Tag für Tag die erlesensten Lederbissen mit freundlichem Nicken für andere auf. Er sah all die Lebenslust, die Ausgelassenheit eines Publikums, das sich aus allen Nationen der Welt zusammensetzt. Aber er hörte nie ein Wort, das an seine Seele pochte, und das ihm Trost gab.

Der Engel, der goldene Engel, das glaube ich fest, der gab ihm die Kraft zur letzten Erlösung...

Samkeit das Bedürfnis empfunden, mich mit Ihnen auszusprechen. Ihre Stimme ist eine Rettung für mich, glauben Sie mir.... Hallo!...

Sie: Ja... Ja, sprechen Sie nur weiter!

Er: Werden Sie mir glauben, daß ich in meiner Einsamkeit Ihre zarte Haut und Ihre seidene Hand zu berühren das Gefühl habe?... Hallo!... Warum schweigen Sie?

Sie: Weil ich Sie sprechen hören möchte.

Er: Sprechen Sie nun ein wenig, bitte!... bitte!...

Sie: Ihre Unterhaltung ist mir sehr angenehm... Sie sprechen so zärtlich, und im nächsten Augenblick so befehlend, so gebieterisch. Sie besitzen eine wunderbare Kraft in Ihrem zwingenden Tone. Ich bitte, lachen Sie nicht über mich, aber ich bin von

Ihrer Unterhaltung so wohligherauscht... Es ist merkwürdig...

Er: Fahren Sie fort... ich flehe Sie an: Sprechen Sie!

Sie: Was soll ich Ihnen noch mehr sagen? Meine Lebensweise wird Sie gewiß nicht überraschen. Sie können sich das Leben einer verheirateten Frau, die für ihren Mann Gleichgültigkeit und zu ihren Kindern große Liebe fühlt, ja deutlich genug vorstellen.

Er: Sie sind demnach verheiratet?

Sie: Wundert Sie das? Es gefällt Ihnen wohl wenig?

Er: Im Gegenteil, das macht Sie nur noch interessanter.

Sie: Ich bin noch jung, und man sagt, daß ich auch schön bin.

Er: Ich fühle es, auch wenn Sie es mir nicht sagen würden.

Sie: Ich glaube, daß es Gottes Wille war, daß Sie durch einen Irrtum der Telephoname meine Nummer bekommen sollten, weil ich doch so einsam bin und mich mit jemandem aussprechen möchte. O, wenn Sie wüßten, wie ich meine Zimmer hasse, wie sie mit schlechten Bildern behangen, mit teuren, geschmacklosen Möbeln gefüllt, und die Uhr... ach diese macht mich mit ihrem Ticken wahnsinnig... ich bin noch so jung... aber ich kann Ihnen doch nicht alles erzählen... ich kenne Sie doch so wenig...

Er: Bitte... bitte, sprechen Sie nur weiter!

Sie: Ich bin noch jung — und um mich herum herrscht eine Finsternis. Ich möchte leben und lachen... Ich bin ja der Dame vom Amt so dankbar, von heute an wird das Leben für mich Sinn und Inhalt haben... von heute an, wenn...

Er: Hallo, hallo!... mein Gott, hallo!

Sie: Die Dame vom Amt: Was für eine Nummer haben Sie verlangt?

Er: Was heißt das, „was für eine Nummer“? Dieselbe, von der Sie mich eben getrennt haben. Es ist doch schrecklich! Hallo, Amt! Ich bitte Sie, liebes Fräulein, erinnern Sie sich und verbinden Sie mich wieder mit dem Teilnehmer, mit dem ich gesprochen habe! Haben Sie Erbarmen!

Die Dame vom Amt: Wenn Sie angerufen worden sind, müssen Sie abwarten, bis sich der Teilnehmer wieder meldet. Ich kann unmöglich feststellen, mit wem Sie früher gesprochen haben. Er: Zum Teufel nochmal!

Durch den Irrtum der Telephoname hat sich eine merkwürdige tragische Begegnung zweier Seelen abgespielt, zweier Menschen, die sich nie gesehen haben. Und dieselbe Dame, die durch eine kleine Handbewegung zwei Seelen einander nahebrachte, hat mit derselben Bewegung wieder die eine von der andern für immer getrennt...

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Philipp Baneth.)

Warten

Von Th. Nie Andra.

Man hat ausgerechnet, wieviel Stunden seines Lebens der Mensch verschläft, verliert, verarbeitet; aber noch niemals hat sich jemand die Mühe genommen, auszurechnen, wieviel Zeit der Mensch überflüssig verwarft.

Dabei meine ich nicht das große abstrakte Warten auf das Glück, auf die Liebe, auf den Haupttreffer, mit dem manche Menschen ihr Leben verbringen: nein, nur das konkrete, stundenhafte, das einer Sache entgegenblickt, die eintreten mußte, und es nicht tut.

Dabei wird der Theoretiker zwei Arten des Wartens unterscheiden: das tragische, schicksalvolle, das einem geliebten Menschen, einer Nachricht entgegenzittert, das sich auch im Vorzimmer des Arztes abspielen kann; und das banale, gemeine, das durch Unwichtiges veranlaßt, dich um kostbarste, nie wieder zu ersehende Lebenszeit bringt.

Diese letzte Form, dies ist das Schlimmste, macht dich „seipfännig“. Vor lauter Langweile beginnst du zu beobachten, was dich nicht im geringsten interessiert; du lauschest Gesprächen; du sagst: nein, wie fein das gelbe Haus gegen den grauen Himmel steht — wenn ich nicht warten müßte, hätte ich es nie bemerkt. — Geh lieber zu, daß du den Unpünktlichen auf der Stelle schlachten möchtest; du bist dann natürlicher.

Kennst du, o Freund, die Situation, da du, behaglich im Schnellzug sitzend, plötzlich erfährst, daß er gerade seit vorgestern an deinem Reiseziel nicht hält? (Immer tut er das gerade seit

Am Telephon

Novelle von Michael Mizogoff.

Er: Hallo! Fräulein geben Sie mir bitte Nummer 2801!

Sie: Hallo! Wer spricht dort? Wen wünschen Sie zu sprechen?

Er: Ist dort Roja Nicco, bitte?

Sie: Nein, falsch verbunden!

Er: Möglich, aber ich bitte Sie, gedulden Sie sich einen Augenblick, ich möchte —

Sie: Was ist denn? Wie?

Er: Sie haben eine so süße Stimme!

Sie: O, das weiß ich ebensogut.

Er: Aber meine Gnädigste, was wissen Sie von Ihrer Stimme? Sie dringt so tief in die Seele des Menschen ein, daß man — wie soll ich es nur sagen — hören Sie noch?

Sie: Ja, ich höre...

Er: Also dann passen Sie bitte auf. Ich frage Sie nicht nach Ihrem Namen, aber ich bitte Sie im Namen... ja im Namen Ihrer süßen Stimme, mich des Genusses, Ihre Stimme von Fall zu Fall zu hören, nicht zu berauben. Sie können durch den Apparat reden was Ihnen beliebt, Sie können mir sogar aus Tolstois Schriften Bruchstücke lesen... Ich bin überzeugt, daß Sie eine intelligente Dame sind und gute Bücher lesen. Wenn man so eine Stimme besitzt... Hören Sie?... Hallo... Hören Sie?

Sie: Ja, ich höre.

Er: Ich danke Ihnen! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, sagen Sie diese Worte noch einmal!

Sie: Ein merkwürdiger Mensch! Schön, ich wiederhole: Ja, ich höre!

Er: Ach wie süß, wie reizend! Ich möchte, daß Sie mich verstehen sollen, ich bin nämlich so einsam, so schrecklich einsam, trotzdem ich viel unter Menschen bin. Dank der Telephoname, die mich heute einmal richtig verbunden hat, d. h. indem sie mir eine andere als die verlangte Nummer gab... heute freue ich mich! Warum ich mich freue? Heute ist in mir das Gefühl fürs Leben aufgewacht und ich bin glücklich, Ihre einfachen Worte zu hören!... Ihre Stimme... Hallo, hören Sie eigentlich noch, was ich spreche?

Sie: Ja, ich höre alles, bitte reden Sie weiter!

Er: Das freut mich, das freut mich wirklich sehr! Reinfühliche Menschen sind meines Erachtens nach fähig, zu empfinden, ob die Worte eines andern wahr oder gelogen sind. Oder stimmt das nicht?

Sie: Doch ja, ich habe oft darüber nachgedacht.

Er: Ich bin überzeugt, daß die heutige falsche Verbindung mir vom Schicksal bestimmt war. Denn ich habe in meiner Ein-



Pola Negris Gatte,

Prinz Serge Widiwoni, ist mit seiner Schwester zu vorübergehendem Aufenthalt in Berlin eingetroffen. Wie es heißt, soll die erst vor kurzem geschlossene Ehe bereits wieder geschieden werden.



Pola in Weiß.

Pola Negri, die jeder Filmfreund nur in der Hülle schwarzer Locken kennt, ist nicht etwa vor Kummer weiß geworden. Sie trägt nur eine weiße Perücke in ihrem neuen Film „Das zweite Leben“, der demnächst auch in Deutschland gezeigt wird.

vorgestern nicht.) Daß du schon in einer früheren Station heraus und drei Stunden auf einen Personenzug warten mußt?

Wunschabend steigt du an einem Ort aus, den du dir nie im Leben gewünscht hast, zu sehen. Auf dem kleinen Stationsgebäude liegt die Mittagsglut. (Immer passiert dergleichen in der heißesten Zeit.) Schokoladenautomat und Personenwagen werden dir die Zeit nicht kürzen, also lieber die baumlose, staubige „Bahnhofsstraße“ entlang zum Ort. Das Städtchen besteht fast nur aus einem Marktplatz; hast du Glück, ist er halbrund, von alten Gebäuden gebildet; da du aber meist Recht hast, ist er vier-eckig und von Einfachhäusern aus den neunziger Jahren be- standen. Dafür sind die Bezeichnungen der Läden durchaus groß- städtisch: da, wo zwei vorjährige Kleider trüblich im Schaufen- ster baumeln, ist ein „Modenhaus“, gleich daneben der „Schuh- salon“. Der Friseur preist Bubikopfschnitt an und erweist durch Radiobestandteile und Grammophonplatten, daß er ein moder- ner Geschäftsmann ist. Von einem Kinoplatz grüßt Harry Vedette, und nächste Woche ist Sommerfest beim Braunen Hir- schen. Vergebens suchst du nach irgend etwas, was der kleinen Stadt allein gehört, was ihr Besonderes ist; es nützt dir nichts. So knapp ist deine Zeit, an soviel schönen Dingen führt das Le- ben vorbei, die man nicht genießen kann, und gerade hier sollst du drei kostbare Urlaubstage verbringen!

Es kann sein, daß unter den vielen albern-neugierigen Blicken, die dir folgen, auch ein Menschenbild ist; er kommt viel- leicht unter einer Hornbrille hervor und gehört — aber du er- fährst es nie, wenn er gehört. Er sagt: ich sehe schon, daß du ein Fremdling bist, der hier nichts zu suchen hat, der nur wartet; aber ich, ich warie schon so lange Zeit, und ich kann nicht, wie du, gleich in den Zug steigen und fortgehen auf Nimmerwieder- leben! Was sind die paar Stunden? Aber ein ganzes Le- ben...

Wenn Menschen gut zueinander wären, gäbe es jetzt viel- leicht ein Gespräch, vielleicht ein Bekenntnis, vielleicht eine Freundschaft fürs Leben; aber dergleichen kommt nur in Ich-No- men vor. In Wirklichkeit ist der Mensch gehemmt und scheu; so kommt man nicht zusammen.

Vielleicht ist es doch besser, zur Station zurückzukehren, am Ende gibt es schon eine Zeitung. Man setzt nun doch den Auto- maten in Bewegung, steht alle drei Minuten auf die Uhr — und wirklich, ein paar Bauersleute erscheinen mit Körben, der Mann am Bilettschalter wippt sich den Bierseifen vom Munde und läßt geräuschvoll das Schiebetürchen hinauf, ein Mädchen kommt mit verwelkten Zykamensträußen, der Stationsvorstand steht er- regt die rote Kappe auf — dein Personenzug „braust“ heran, die Wartzeit ist zu Ende, du stürmst in dein Abteil, selig, daß das Leben wieder beginnt — und ahnst nicht, wie bald du irgendwo und irgendwem auf irgendwas warten müßst!

Feindinnen

Von Walther Nissen.

Frau Koft aus der dritten Etage fing ihre Sätze öfters mit den Worten an: „Ich bin ja eine Seele von einem Menschen, aber...“

Womit sie sagen wollte: „Wenn ich mal gegen Einen was habe, der kann mir ja in der Seele leid tun!“

Zum Glück hatte sie gegen keinen Menschen etwas, außer ge- gen alle, mit denen sie in persönliche Berührung kam. Ihre Güte wuchs mit der Distanz. Ihr Mann erbitterte sie maßlos, einflußreiche Fremde machten sie milde und beruhigten ihre Nerven.

Nächst ihrem Mann waren es vielleicht die Mitbewohner der Borstis-Mietstasche, in der sie lebte, die sie am meisten frühlich machten.

In erster Linie Frau Kabe, über ihr im vierten Stod. Bum, bum, ging das da oben und trap, trap, von früh bis abends. Die Kiefernfüße jener Person waren eine Sehenswürdigkeit des Stadtiertels, dazu trug sie zu Hause bequeme eisenbeschlagene Bergstiefel und befaß offenbar nicht einen Fegen von einem Teppich.

Frau Koft — sonst eine Seele von einem Menschen — wünschte ihr den Tod. Durchaus keinen gewaltsamen Tod, son- dern einen schönen, leichten, ein stilles Hinüberdämmern und Hinüberwiegen, ein Einschlafen ohne Erwachen, ein Erlöschen von dieser zweifelhaften Welt. Eine Seele...

Frau Kabe jedoch lebte weiter und wies jede Zumutung, ihren Schritt zu dämpfen, weit von sich. Nichts sei ihr so unsym- pathisch wie Schleichen, womöglich in Schlafschuhen und auf schwin- deln Perfern. Ein Tritt müßte vor allem dröhnen. Das gäbe Kraftbewußtsein, erhöhe Selbstgefühl und Lebensmut.

Frau Koft erstattete nun ausichtslose Anzeigen wegen näch- stlicher Ruhestörung und grobem Unfug. Sie drohte Herrn Kabe in eingeschriebenen Briefen an, sie werde seiner vorgelegten Be- hörde geziemend zur Kenntnis bringen, daß er eine Frau sein eigen nenne, die allnächtlich stundenlang durch die Wohnung trabe, um amstüßigerweise, wenn auch nicht ohne natürliche Bega- bung, ein Nilpferd zu imitieren.

Nichts half.

Sie sollen meine Frau werden!

Von Curt Krippen.

Jarland war gewohnt, das Wartezimmer des Rechtsanwaltes leer zu finden. Dann setzte er sich und blätterte in den Jour- nalen, die so neu wie diese junge Paris waren, bis der Direktor zum Sprechzimmer öffnete und ihn begrüßte: „Na komm' rein, es ist ja doch niemand da!“ Darauf tranken sie einen guten Schnaps und plauderten ein bißchen. Sie waren Jugendfreunde.

Diesmals, als Jarland das Wartezimmer betrat, war es nicht leer, sondern eine junge Dame stand darin. Stand groß und schlank und fast ein wenig zu selbstischer (wie es Jarland scheinen wollte) in der Nähe des Fensters. Vermutlich hatte sie ihn kommen sehen. Nun setzte sie sich und sah ruhig vor sich nieder.

Mit maßlos hochmütigem Gesicht, abweisend und von auf- reizender Gleichgültigkeit in den Bewegungen, wirkte sie auf Jarland, der sich in ihrer kühlen Schönheit unverhofft dicht gegen- über sah, so mächtig, daß er sofort vor dem quälenden Verlangen erfuhr wurde, mit dieser Frau in irgendeine Beziehung zu treten. Im guten oder bösen.

Er sagte: „Guten Tag.“ Er fand das dumm oder doch lächer- lich. Viel lieber hätte er gesagt: „Wer bist du?“ und: „Ich will dich haben!“ Spröde und gepreßt klang seine Stimme.

Die Dame sah nicht auf und dankte nicht einmal. Jarland wurde rot. Er wußte nicht, ob Zorn oder Beischä- mung die Ursache war. Die Lage war ihn neu. Bisher hatten die Frauen ihn vermöhnt, mit solcher Nachsicht war er noch nie behandelt worden. Unsicher zog er sich einen Stuhl heran, unsicher ließ er sich nieder. Er fühlte sich gebuldet. Er war ge- kränkt und verschlimmerte dies Gefühl nach Art der Empfindlichen durch übertriebene Selbstqualereien.

Da sitzt sie nun, und ich bin nichts in ihren Augen! Nicht wert, daß sie meinen höflichen Gruß erwidert. Ein Kopfnicken ist zu viel für mich. Sie nimmt von mir nicht Kenntnis. Ich bin der Tisch, der vor ihr steht, der Schrank im Winkel. Ich bin — im besten Fall — die Kliege, die ihr Haupt umsummt. Es wird gut sein aufzustehen und fortzugehen, bevor ich eine Dumm- heit mache, so dachte Jarland erbittert.

Aber er ging nicht fort. Er begnügte sich damit, an der Tür den Lichtschalter anzufassen, denn es lag ein dämmeriges Grau über dem Zimmer. Als er zurückkam, sah ihn die Dame an und sagte freundlich: „Danke schön.“ Sie hielt eine Zeitschrift in der Hand und fing an zu lesen.

Was bedeutete denn das nun wieder? Die Ueberzählung ließ ihn abermals erröten. Sie dankte! Dabei hatte es durchaus nicht in seiner Absicht gelegen, ihr das Lesen zu erleichtern. Er hatte gar nicht bemerkt, daß sie las. Sie mußte damit begonnen haben, als er aufgestanden war.

Unruhig und voll Zweifel, wie er sich zu verhalten habe, sah Jarland ihre weißen Finger langsam die Seiten umlegen. Ein mittgoldener Ehering an ihrer rechten Hand störte und reizte ihn zugleich. Die weiche Beleuchtung, das nett und wohllich ein- gerichtete Zimmer, das vertraulich nahe Beieinanderstehen ließ in ihm die Täuschung möglich werden, er säße zu Hause mit seiner Frau beim Abendessen. Freilich paßten zu dieser Vorstellung weder Hut noch Straßenkostüm. Unter solchen Umständen schien ihm das Verheiratetsein eine erstrebenswerte und ungekannte schöne Sache, und es war direkt verwunderlich, daß nicht alle Leute Eheleute waren.

Da kam Frau Kabe, als sie eines Nachts wieder nicht schlafen konnte, auf den verzweifeltsten Gedanken, sich einen Band Goethe aus dem Bücherstapel zu holen. Sie las:

„Uebers Niederträchtige“

Niemand sich beklage,

Denn es ist das Mächtige,

Was man dir auch sage!“

„Aha!“ dachte sie, „deshalb sind auch meine Klagen gegen diese niederträchtige Person abgewiesen worden!“ Und, unlo- gisch wie Frauen sind, schloß sie: „Warum muß eigentlich immer bloß der andere niederträchtig und mächtig sein — das Geschäft könnte man doch auch selbst machen!“

Lange kann sie. Und als sie eines Nachmittags die Wäsche auf ihrem Balkon zum Trocknen aufhing und einen kurzen Haß- blick nach dem Fenster der Kabe'schen Wohnung hinaufwarf, da kam ihr ein Gedanke, der an Niederträchtigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Sowie die Polsterschritte oben wieder hörbar wurden, holte sie eine Flasche Salzsäure aus dem Badezimmer und bespritzte da- mit eins ihrer Nachbenden (nicht gerade das Beste) von oben bis unten. Dann rief sie die Kriminalpolizei an und erklärte, sie sei das Opfer eines Raubaktes seitens der Frau Kabe gewor- den, die ohne allem Zweifel aus dem Fenster Säure auf ihre Wäsche gegossen habe.

Die Kriminalpolizei erschien und prüfte die Lage der beiden Wohnungen. Bei den Kabe's kam für die Tat nur ein einziges Fenster in Frage. Als man den Vorhang zurückzog, erblickte man

„Gnädige Frau.“ sagte er sorgfältig betont, „es ist natürlich unecht von mir, Sie anzusprechen, denn meine Absichten sind die denkbar schlechtesten. Nicht im banalen Sinne. Aber auch das. Wie Sie es aufzufassen wünschen: Sie sollen meine Frau werden!“

In der kleinen Pause, die er nun einzuhalten ließ, klangen die Worte „Sie sollen meine Frau werden“ lange und bedeutsam nach.

Jetzt wird sie aufstehen und hinausgehen, dachte Jarland, oder sie wird mich empört zurechtweisen oder — sie wird mit mir verhandeln.

Nichts davon geschah. Sie sah mit leicht gesenktem Kopf und blätterte gleichmütig mit ihren weißen Fingern im Journal. Sie sah — Gien Jarland — wieder sehr itzig und unnahbar aus, und dies neue, völlige Nichtbeachten nach der kurzen Freundschaft erregte seinen Zorn in so hohem Maße, daß er nicht weiter- sprechen konnte. Er fand sie grausam und teuflisch. Er hätte sie bei den Schultern packen und brutal auftritten mögen aus ihrer damenhaften Reserviertheit. Vielleicht hätte er's noch getan, denn jedes Blatt, das ihre gleichmütigen Finger umlegten, steigerte seine Wut. Aber die Tür des Sprechzimmers öffnete sich, und der Rechtsanwalt erschien mit einer liebenswürdigen Verbeugung. „Darf ich bitten, gnädige Frau!“

Sie erhob sich sofort und schickte dabei Jarland einen langen Blick zu. Ihre Augen waren wissend und klug und dabei ein wenig verwundert, ungefähr, als ob sie sagen wollten: Na, weißt du nicht, mein Lieber, was das für eine komische und traurige Sache mit dem Leben ist, und vor allem mit der Liebe? — Solche Augen waren das!

Jarland blieb verwirrt zurück. Er sah auf die Tür, die sich hinter den beiden geschlossen hatte, und vertiefte sich die Wartezeit mit sinnlosen und überflüssigen Betrachtungen, kramte in seiner Prieftasche, zog vor dem Spiegel seinen Schlips zurecht und ging mit ungeduldrigen Schritten im Zimmer umher. Vielleicht war eine gute Viertelstunde vergangen, als der Doktor wieder eintrat, lächelnd und befriedigt.

„Na, komm rein, alter Freund, du kannst mir gratulieren. Die erste Klientin war da!“

Jarland ergriff hastig die entgegengekehrte Hand. Er at-mete langsam und tief wie ein Schwimmer, der schon eine große Strecke hinter sich gelassen hat, die Hauptanstrengung aber noch vor sich sieht.

„Rasch, sag: Was ist mit ihr?“

„Gehseidung! Ich mußte mich schriftlich mit ihr auseinander- setzen. Sie ist ertaubt durch einen Unfall. Ihr Gatte will sich deshalb von ihr trennen.“

Jarland schob sich an seinem Freund vorbei ins Sprechzim- mer. Hier also hatte sie ihre Beiden erzählt und ihre nackte Seele gezeigt. Ertaubt! Das erklärte alles. Das Schweigen und die kühle Reserve.

„Und sie?“, fragte er eindringlich, ohne sich um die Vermun- derung zu kümmern, die sein bestmögliches Benehmen hervorrief.

„Sie ist damit einverstanden, und das ist gut so.“

„Das ist gut so,“ wiederholte Jarland frohlich. „Das will ich meinen. Es ist sogar ganz ausgezeichnet!“

ein großes Spinnweb. Frau Kabe, hausfraulich errötend, wollte es schnell wegfeigen. Der Kommissar fiel ihr in den Arm und nahm vorher zu Protokoll, daß dieses Fenster, nach Lage der Dinge, seit wenigstens vierundzwanzig Stunden nicht geöffnet worden sein konnte.

So kam es, daß Frau Koft wegen Erstattung einer wissenst- lich falschen Strafanzeige schwer hereinfiel und entschlossen ist, fectan die Niedertracht neiblos der Gegenpartei zu überlassen. Sie beklagt sich über den Teufel nicht mehr, hält es aber mit dessen (ebenfalls nicht ganz machthosen) Gegenspieler, der zum Beispiel die Spinnen erschau, um — nach der alten Fabel — durch ihr Gewebe Menschen vor Verfolgern zu retten.

Sie schlägt jetzt immer mit dem Besenstiel an die Decke, wenn oben die Tritte klappern, und das macht ihr solchen Spaß, daß sie sich vereinsamt fühlt, wenn Frau Kabe am Nachmittag einmal später nach Hause kommt, als gewöhnlich.

Eine heimliche Freundschaft ist im Aufstehen...

Der Türke

Von Kurt Tucholski.

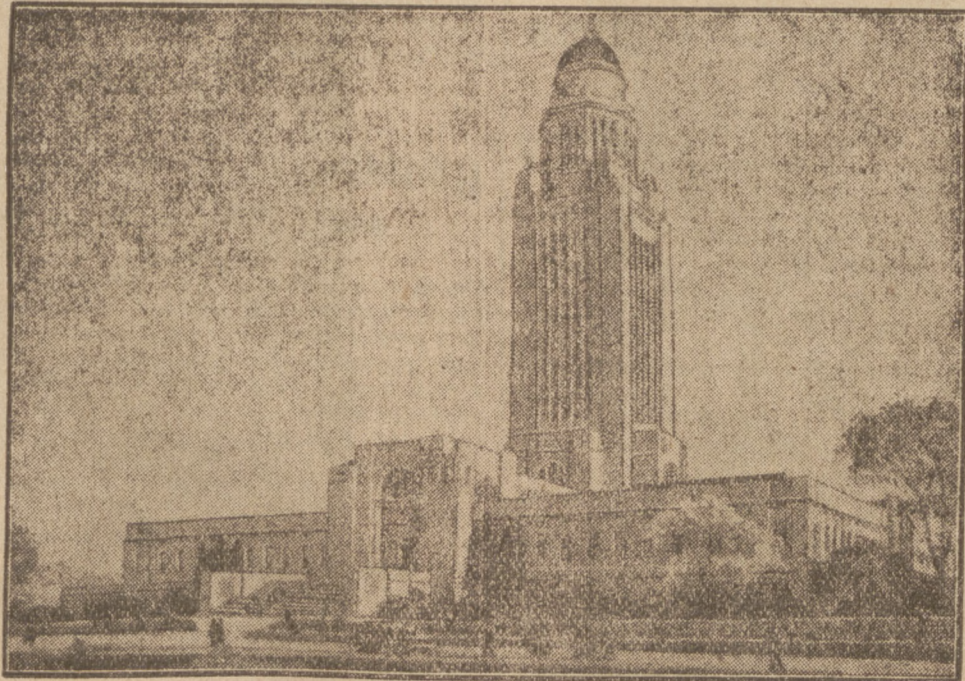
Ich habe in Paris einen Türken kennengelernt, der war französischer Unterthan, sprach englisch und deutsch. (Mitunter ist es gar nicht so einfach im menschlichen Leben.) Im Kriege hatte dieser Polgotti Runge bei der türkischen Armee Dolmet- scherdienste getan, und da hat er wohl vieles gelernt, vieles auf- gefaschnappt... Er übersehte sehr gewandt; als wir mit einem Engländer nicht recht zu Rande kamen, vermittelte er wortgetreu, ohne Verdrehungen und Abfälschungen — sehr gut. Dann sprach er mit mir deutsch.

Er sprach und sprach, und je länger er sprach, destoweniger paßte ich auf das auf, was er sagte — und zum Schluß fielen mir fast die Augen aus dem Kopf. Wo hatte ich diesen Targon schon einmal gehört? Was war denn das, was dieser Mensch sprach?

Ich fragte ihn nach einem gemeinschaftlichen Bekannten. „Donnerwetter!“ sagte der Türke, „das war vielleicht ein Kerl!“ Ich sah ihn an, in seinen Augen war kein Arg, er war fest über- zeugt, reines Deutsch gesprochen zu haben. Ja — ich nickte bei- fällig. Und dann sprachen wir von der Verpflegung in der Kriegstürkei. „Da haben wir eine Nummer jefossen!“ sagte der Türke, einfach verheerend —!

„Ah! — Jetzt wußte ich, wo er sein Deutsch gelernt hatte. Und durch sein Deutsch erschienen wie durch einen Schleier die Vexiermeister dieser erfreulichen Grammatik; mit hohem Aagen, mit Monokel, mit leicht geröteten Gesichtern, mit den nötigen „Harems-Adressen“ in der Brusttasche, geklunkert mit deutschen, österreichischen und türkischen Orden, mit dem ganzen Bahnhojs- spinat. „Kümmeltürke soll ma reinkommen, überseken!“ Er nä- selte wie sie. Er schleppte die Worte wie sie, ließ die Endsilben fallen, hatte genau den Timbre fauler Berachtung, der es nicht verlohnt, das Maul aufzumachen. Er hatte es alles abgequakt.

„Kenne die Brüder da unten ganz jeman!“ sagte der Türke. Und im Geist segnete ich die deutsche Kultur, die so schöne Früchte trägt und an der die Welt im Allgemeinen und dieser Türkei im besonderen so herrlich genesen war.



Meisterwerke der Architektur

Das von einem gewaltigen Turm überragte Kapitol des Staates Nebraska in Lincoln (Vereinigte Staaten).

Die gestohlene Melodie

Eine Südssee-Novelle von Kurt Bod.

Zu der niederländischen Gemütlichkeit der Bar, die den Stil einer Schifferkneipe mit vornehmer Gediegenheit anheimelnd verquickte, paßten die bizarren Klänge der halbverhefteten Jazzband herzlich schlecht, wenn für uns auch die schwer hangenden alttürkischen Schiffsmodelle, mancherlei Wandschmuck und die kindlichen Zeichnungen auf den Decken nachdenklich wie wasserförmige Mahlen, verniedlichte Palmenhaine, jagendastes Getier, den gleichen die Phantasie erregenden Hauch ausströmten wie die verwirrenden, stampfenden Klänge dieser erotischen Musik, der wir uns müde gefangen gaben.

Unser Gespräch war aus lebhaftem Austausch gemeinsamer Erinnerungen und bunter Erlebnisse, die wir nach unserer Trennung in allen Erdteilen, auf allerlei Dampferlinien und Segelschiffen durchfahren hatten, allmählich in Tiefen geraten, deren Schwermut so Auge in Auge mit dem Gedanken an unseren in stillblütigen Männlichkeit erstarrten Jugendfreund nur als erste Klarheit war. Lagen doch an die fünfzehn Jahr des kämpferischen Seelens zwischen diesem Wiedersehungstage und unserer Ausfahrt damals in alle Richtungen der Windrose.

„Und doch können wir uns im Rückblick gewiß gestehen,“ fast verlegen senkte Adrian den braunen Kopf und drehte spielerisch seinen Finger zwischen den harten Fingern, „diese tölpelhaften Jünglingsjünglinge, die uns hinaustrieb mit einer verrückten Erwartung von Freiheit und Abenteuer, ist uns nicht enttäuscht worden. Wenn wir auch auf Fahrt im Dienstverhältnis, in der alltäglichen Dreiarbeit, mit widerpenstigen Mannschaften und teufelsbörigen Maschinenübeln nichts davon gemerkt haben, daß Klüwerbruch nochmal, nichts! Aber heute, heute: Wetter, wir sind doch keine Grünlinge mehr, haben die Nase in manchen Wind gestochen! Haben doch ferlsmäßig gelebt!“ Er kippete sein Glas gurgelnd und blickte weit über uns hinweg. Die Musik schlang in einer weichen Melodie durch die Rauchschwaden herüber.

„Fast recht, altes Haus,“ nickte der lange Engbert und stieß die Beine lang von sich, das Gesicht hinüber auf die Rücklehne gestemmt, „diese Landratten haben sich zwischen ihren lächerlichen Tagen die Verdauung stets gern gefördert mit mancherhand Thule-Gespinnsten, haben liebliche Bücher hinter warmen Kesseln ausgebreitet mit freundlichen Geschichten von seligen Inseln, onkelhaften Matrosen, paradiesischen Wilden, — wir aber haben uns am Blut der holländischen Wirklichkeit einen lebenslangen Rauch angepöppelt, daß wir die Welt doppelt sehen, die freudselig, dort zähnefleischend, — wir haben die Angst und das Grauen in allen Knochen schütteln gespürt, und dennoch: keines der Jahre möchten wir missen!“ Er schaute den Pfeifenrauch hinaus zu der farbenprächtigen Regatta über sich. Die Jazzband hatte einen Wirbel freischwebend, gezogener Töne.

„Ja, darin liegt,“ meinte der rote Jan, „wir haben oft genug mit Vollzug den Freund Heim umgelegt, so daß wir das Leben von ganz anderer Seite ansehen als die Kammbankhörer. Wir sehen die schwärzesten Schatten umhergerast mit; so leuchten uns auch die Farben kräftiger. Wir leben die ganze Gestalt, die andern sehen nur Fläche.“ Er füllte uns die Gläser neu.

Durch das Schweigen tanzte da plötzlich eine seltsame, getragene Klänge auf, völlig unharmonisch, aber zwingend durch seine Wiederholung ein und derselben Tonfolge in verschiedenen Lagen, von verschiedenen Instrumenten, und mitreißend durch den milden Taft des gedämpften Schlagzeuges, der Banjos und Trommel.

Ein pfeifendes Gurgeln rief uns jäh auf: Dieter stand über den Tisch gekrümmt, die Arme breit inmitten aufgelegt, gekrampf, starrte zur Musik hinüber, ganz weißen Gesicht.

Wir zogen ihn, hoben ihn zurück, verstaute ihn auf der Ducht, er röchelte sinnlos, schlug mit der flachen Hand durch die Luft, ein tölpelhafter Schreden fürchte seine Badentknoten kantig heraus, daß die Augäpfel gräßlich vorstülperten. Endlich verstanden wir aus seinem Rallen, die Musik solle aufhören, „Die gestohlene Melodie!“ schrie er quälend dann.

Erst als einer der treuen Kassenhauer loshämmerte und ein vierstimmiger Kognak ihm eingebracht war, fand sich Dieter wieder zusammen, mit keinem Worte rührten wir an sein Geheimnis — alle Jahresleute sind von fast weicher Rücksichtnahme auf innere Bewegungen —, zu sehr später Stunde aber erzählte er uns dann:

„It erst zwei Jahre her, der Spuk mit dieser verirrten Melodie, die mich hier wieder überfiel. Wir schlingerten mit einem prächtigen Kreuzerneubau, als Reifschiff mit Breitfuß und strammen Motor, in der eisernen Südssee herum, die verstreuten kleinen Faktoreien von Inseln zu Inseln, von Inseln zu Inseln abzuklappen. Unsere Crew bestand außer den farbigen noch aus einem spanischen Steuermann und einem deutschen Maschinisten, nebst mir als Kapitän. Eines Tages — ein kurzer heftiger Sturm mit pfundigen Wellen hatte uns eine ganze Großegelbahn aufgerissen und mehrere Schiffsdecken gebrochen — schippten wir platt vor de Wind in einer Badofenhitze die abgelegene Niederlassung irgendeiner Niederländischen Handels-Maatschappij an, um die Gaverie zu klären. Die Insel war uns aus früheren Jahren her wegen ihres schönen und friedlich-adamitischen Menschenjagdes, fischerisch von Bali herübergewandert, in freundschaftlicher Erinnerung. Wir booten also aus und landen in einer wüsten, whisthorleichen Bunde jener alten Farmersorte, ihr wißt ja, die das Inselvolk mit Alkohol verleiht, verflaut, und die Arbeit aus den gereinigten Körpern dieser tierisch-stillen Naturkinder herauszuziehen. Es war eine Wüstenlandschaft, Ausbund roher Kraft, Ausschlag aller Südssee-Farmereien, — ausgerechnet auf diesem lieben Eiland. Sie hatten uns begeistert auf ihre Veranda, schrien einen Bsp, der platt an der Wand lag, nach neuen Flaschen an und verbrachten uns die mildesten Feste, ihr könnt euch denken; die Tänzerinnen kauerten schon hinten im Hofe zitternd an den Palisaden. Fern unter den Kolos- und Brofruchtstämmen saßen wir einige Sittgenmatten und Bambuswänden. Nur zwischen den Depots drückten sich ein paar farbige Arbeiter herum. Betelnuß kauend, geblüht, — ich kannte diese Menschen, die Insel nicht mehr.

Die Farmer hatten bei sich einen eigenartigen Schweden mit so einer Art Forscherverrücktheit, außerdem mit tobsüchtigem Klimafieber. Dieser Wüster also nimmt uns beiseite und erzählt uns, wie er gestern das bisher völlig unbekannte Neumondfest, die heiligste priesterliche Tanzfeier der Inselaner, mit Hilfe eines der Weiber fern in den vulkanischen Felsen und Vamsdickichten habe belauscht können; er habe dabei auch die eigenartigen Töne auf Grammophonplatten aufgenommen. Wären jabelhaft gut gelungen. Er packt also seinen Musikfeger aus und die erste Platte schnurrt, stampft, singt los, — wirklich ein Erlebnis, zuzuhören.

Zufällig sehe ich hinaus in die jäh einfallende Dämmerung und erblicke die Tänzerinnen, die wie gebannt, zuckend herüberstarrten, einige Arbeiter rennen zu ihnen hin, dann stürzen alle schweigend fort in die Dunkelheit, aus der nur noch ein König-

Ein Volk wird modernisiert!

Die Zigeuner sollen angejodelt werden.

Den Zigeunern in Osteuropa stehen böse Zeiten bevor. Man will sie sojagen mit Gewalt zu den Segnungen unserer Zivilisation befehlen, indem man sie zu geregelter Arbeit zwingt. Die Regierungen der Tschechoslowakei, Ungarns und Rumaniens haben vor kurzem den Beschluß gefaßt, die Zigeuner in Arbeitskolonien zu vereinen und ihnen dadurch das Umherziehen unmöglich zu machen.

Damit findet das Schicksal eines Volkes eine bedeutsame Wendung, das jahrhundertlang eine Sonderstellung unter den europäischen Völkern eingenommen hat.

Die Zigeuner stammen, ihrer Sprache, dem „Zigane“ nach zu schließen, aus Indien. Unbekannt sind die Ursachen, die sie dazu veranlaßt haben, ihre eigentliche Heimat zu verlassen. Sie haben sich über die ganze Welt zerstreut, aber ihre Eigenart, ihre seltsamen Rasseigenschaften haben sie behalten. Tausende dieser dunkelhäutigen, schwarzhaarigen Menschen leben heute noch auf eine Weise, die im Vergleich mit der unseren um Jahrhunderte zurückgeblieben zu sein scheint.

Zahlreich findet man unter den Zigeunern nomadisierte Stämme. In kleinen Gruppen, geführt von ihren Häuptlingen, „Bajda“ genannt, ziehen sie in der Welt herum. Es gibt Wanderzigeuner, die irgendein Gewerbe ausüben. Sie arbeiten als Tragmacher, Kesselflicker oder Silberschmiede, und es fehlt ihnen durchaus nicht an Geschicklichkeit und Kunstsinne. Meistens ist aber diese Arbeit eher nur ein Vorwand, um das Umherziehen zu erleichtern.

Bei diesen nomadisierten Stämmen herrschen oft uralte patriarchalische Verhältnisse. Das Stammesoberhaupt verwaltet das meist recht spärliche Vermögen der Gemeinschaft, ihm müssen alle Angehörigen des Stammes Gehorsam leisten.

Viele Zigeuner betreiben sich mit Pferdehandel. Ihre Geschäftsmethoden genießen eine traurige Berühmtheit. Wir ist z. B. aus eigener Erfahrung der Fall eines Bauern bekannt, der auf einem Markt in Ungarn seinen altgewordenen Adergaul verkauft und bald darauf ein anderes, ansehenderes junges Pferd erstanden hat. Erst zu Hause, im Stall, merkte er zu seinem Schrecken, daß er sein altes Pferd teuer wiedererstanden hatte. Die Zigeuner waren an der Arbeit; eine Stunde hatte für die genügt, um dem Pferd ein vollständig verändertes Aussehen zu geben.

Die kultivierteste Klasse der Zigeuner sind die berufsmäßigen Musikanten. Sie sind feckhaft, bauen bereits gemauerte

Häuser und leben in kleinen, streng abgeordneten Kolonien in der Nähe der Dörfer. Manche unter diesen Musikanten wurden sogar berühmt und erwarben nicht unbeträchtliche Vermögen, z. B. der Zigeunerprimas Racz Laci, der eine ganze Dynastie bekannter Zigeunerkapellmeister begründet hat, von der jetzt Racz Laci der XXXVII. in Budapest konzertiert. Zu erwähnen ist noch der Primas Rharzi Rudi, der insbesondere in Amerika Erfolg hatte, und die Zigeunerin Cinka Panna, die mit dem ungarischen Freiheitskämpfer Raloczi in die Verbannung ging und deren Kompositionen heute noch, nach mehr als 250 Jahren, in Ungarn zur populären Musik gerechnet werden können. Musik ist überhaupt so ziemlich das einzige Gebiet, auf dem die Zigeuner bedeutende Leistungen vollbracht haben. Ihre feurigen, leidenschaftlichen Volkslieder und Tänze sind über die Grenzen Ungarns hinaus bekannt, und so manche ungarische Operette verdankt ihre Schöpfung und ihren Welterfolg Zigeunermelodien unbekannter Schöpfer.

Alle Zigeuner zeigen die gleichen Eigenschaften. Sie sind ein schöner Menschenjag; schlank, von tiefbrauner Hautfarbe und sehr intelligent. Ihre abenteuerliche Lebensweise, die sie sehr bald in Gegensatz zu den Menschen, unter denen sie leben, bringt, die immerwährende Verfolgung, unter der sie zu leiden haben, hat in ihnen ganz besondere Eigenschaften entwickelt. Zigeuner besitzen einen hochentwickelten Orientierungssinn, eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe und unglaubliche Geschmeidigkeit. Die Wurfangel, eine kleine dreifache Angel, die in jeder Lage greift, wird von ihnen meisterhaft gehandhabt. Pflanzengifte, insbesondere die gefährlichen Säfte verschiedener Pfanzengattungen finden bei ihnen, sowohl als Heilmittel, wie auch als Gift häufig Verwendung. Die Zigeuner sind leidenschaftliche Fleischesser, und da es ihnen nicht immer möglich ist, sich zureichendes Fleisch zu beschaffen, schrecken manche von ihnen auch nicht vor dem Genuß veredelter, halb verwesener Tiere zurück. Der Zigeuner ist ein bei ihnen besonders beliebtes Nationalgericht. Die Zigeuner sind unübertreffliche Jäger und Fischer. Ein scharfer Instinkt ergänzt, was ihren Werkzeugen an Vollkommenheit fehlt.

Ein Volk, das bisher Paria war, steht an der Schwelle einer neuen Entwicklung. Gelingt es, seine hohe Intelligenz in den Dienst neuzeitlicher Arbeit zu stellen, dann ist es nicht schade um die verlorene Romantik und die Musik, die aus ihr entspringen und nun kein Thema mehr finden wird.

Sundetragödie

Von Volkmar Fro.

Seit sechs Tagen liegt er im strohgepolsterten Käfig neben dem jungen Spießhahnd und einem mageren Aderkaterrier.

„Jofsa“, der langhaarige, weißgraue, russische Steppenhund.

Er starrt durch die Gitterstäbe nach den vorbeigehenden Menschen, die im Hsl des Tierhospitals ihre verlassenen Lieblinge oder Erfas suchen. Starrt hinaus, wedelt, wartet. Seine linke Vorderpfote ist lahm, die guten Augen sind trüb, er ist schon ein müder Veteran des Lebens.

Mancher bleibt stehen und ruft ihn an, aber keiner nimmt ihn mit — allen ist er zu alt.

Und während seine Zellengenossen munter auf das Geseh in den Nachbarzellen antworten, preßt er die Schnauze in das Stroh und winselt. Ganz leise und todttraurig.

Vor neun Jahren reiste er in einem mit Kriegsgefangenen vollgepackten Viehwagen von Sibirien nach Deutschland. Sein Herr hatte einen Stiefsohn in der Lunge und den Tod im Leib. Jofsa tröstete die alte Mutter und leckte ihr die Hände, wenn sie ihm über den weichen Kopf strich und ihre Tränen sein Fell nass machten. Er hatte seinen warmen, molligen Platz beim Küchenherd, die Weipartien brachten ihm täglich Knochen und Hapen, die Kinder hielten ihn bei den zottigen Ohren fest und spielten mit dem großen, guten Tier, er war der Liebling der Gasse, und es wäre nach den harten, ereignisreichen Jugendjahren ein gutes und zufriedenes Leben gewesen — da kam das Verhängnis:

Ein Lastauto trennte ihn in einem fremden Viertel von seinem Frauchen. Er humpelte schnuppernd die Spur zurück, verließ sich, hockte die Nacht halberfrosen in einer Baubarade, suchte am Morgen weiter. Zur Kälte und Müdigkeit kam noch der Hunger. Er strich an Fleischgeräben vorbei, wühlte in Abfällen, fand endlich einen alten Knochen. Ein Junge streichelte seinen

vogel pfeift und die fliegenden Hunde rascheln einhertaumeln. Bald darauf stellt sich heraus, daß auch die Diener verschwunden sind.

Die hochgehende Stimmung aber erschlägt alle Besorgnis und Vorsicht. Jofsa auf Jofsa zerdrückt geleert, auf den Hof geworfen. Wöhlisch geht aber aus der lautlosen Finsternis ein Hagel von Pfeilen auf die Veranda nieder, der in den meisten Fällen wohl schon tödete. Jofsa hatte zwei dieser Giftbolzen im linken Unterarm, hier steht die schwarzen, faulgroßen Löcher, — die Wunden habe ich mir bald darauf an einem glühenden Pfosten ausgebrannt. Als die Braunen aus der Nacht über uns hereinsprangen, aus dem Hof, dem Hausinnern, vom Dach herunter, ließ ich mich hintenüber zwischen die doppelten Jalousien eines großen Fensters fallen, klemmte mich dort ein und aurtete die Moskitohege über mich. Jofsa sah und hörte das schnelle Gemisch, dem keiner entging. Die größte Wut aber tobten sie sinnlos an dem Grammophon aus, ihre Priester zerfetzten mit Beilen den Apparat zu einem wirren Klumpen und steckten dann das Haus darüber in Brand. Nur daß die Wilden dann sofort sämtlich zu den Booten liefen, um mein Schiff zu überfallen, und daß die Veranda aus Steinen gebaut war, rettete mich vor dem Feuer. Meine Mannschaft an Bord aber war durch die Flammen gewarnt und konnte dem Kanuüberfall ausweichen. Auf See kreuzend traf sie gleich früh auf einen holländischen Frachtsteamer. Beide Mannschaften gingen sofort an Land und fanden mich. Der Strand lag völlig vor, auf einigen zugespitzten Ruderstangen staken die schon verbörrten Körper der Farmer und meiner beiden Leute, die fixierten Augen auf die See gerichtet, von Fliegenwärmen umtobt. Nie vergesse ich diesen Anblick — nie auch diese verfluchte, gestohlene Melodie, — in der der Tod so grauenhaft lacht und singt!

Lange schwiegen wir, gaben ihm nur jeder einen stillen Blick. Dann erst sagte, das Glas schon erhoben, der rote Jan:

„Etwas wie diese Melodie schleppen wir alle wohl in uns herum, allzeit und überall. Aber dann, gerade dieses Etwas wollen wir am wenigsten wissen! Skool!“

Er hat recht, Topp und Tafel, er hat recht!

Kopf. Jofsa wedelte freudig und lief ihm hinkend nach, die Stiegen hinauf, trotz rasch durch die geöffnete Türe in die Küche, setzte sich zum Ofen und hob wie bittend die lahme Pfote gegen die Menschen, die um ihn standen und über sein Schicksal stritten. Am nächsten Morgen zog ihn der Junge heulend wieder die Treppe herab, ließ an einer Ede fort. Jofsa blieb im Schnee sitzen und wartete geduldig. Tief zurück, wartete vor dem Haus. Als man ihn verjagte, machte er sich wieder auf die Suche nach Abfällen, schlief zwei Nächte im Vorraum einer Sommerlaube. Bettete und vagabundierte eine Woche lang, bis er mit dem lahmen Fuß nicht mehr weiter konnte. Stumpf und halb erfroren verkröchte er sich im Gebüsch eines Vorstadtparks. Ein junger Dackel löbte ihn auf, verbellte ihn. Man zog ihn heraus, schleppte ihn in ein Haus. Ein Rudel Menschen fand wieder um ihn, gaffte, juckte die Schultern. Eine arme Frau gab dem verwahrlosten Tier Nachquartier und einen Teller Suppe. Am Morgen kam der Wagen und holte ihn in das Asyl.

Jetzt liegt er im Käfig und starrt durch die Gitterstäbe hinaus. Es ist der sechste Tag, der letzte Termin. Der Aufseher geht schon herum und notiert. Bleibt vor dem Käfig stehen. Jofsa wedelt freudig und versucht hochzukommen, aber der lahme Fuß ist zu schwach. Der Aufseher schreibt ihn und den Spießhahnd auf, geht weiter, stellt die Liste der Todeskandidaten für den nächsten Tag zusammen.

Weiß Baktar oder alle, höfliche, fränke Tiere. Die Ausgestoßenen, Verbrauchten, Ueberflüssigen. Niemand will sie nehmen, und das Asyl braucht Platz. Morgen erhält jeder eine Blausäureinjektion — es geht schnell und schmerzlos. — Jofsa wedelt und sieht dem Aufseher nach. Er hofft noch immer und denkt an seinen warmen Platz beim Küchenherd.

Der Rivale

Novelle von Hans von Wilsdorf.

Die Stadt dampfte. — Zehn lange Stunden hindurch hatte sich die unarmherzige Sonnenglut in die Mauern gestressen, die nun schwülen Atem von sich gaben. Trotz sternklarer Sommernacht drang keine Kühlung in den Steinhäufen der Großstadt.

Solche Nächte waren Max Kalenstis beste Arbeitszeit. Da schlossen sogar oft die vorlässigeren Hausbewohner die Fenster im Erdgeschloß nicht, um wenigstens die frische Morgenluft in die Zimmer zu lassen. In solcher Nacht konnte man bessere Beutejagte machen als je sonst im ganzen Jahr.

Max strich vorsichtig die Straße entlang, die Mühe tief ins Gesicht gezogen. Mit Kennerniemer munterte er eine prunkvolle Villa gegenüber. Prächtige seidene Vorhänge an den Fenstern. Kostbare Umrisse schwergeschmückter Möbel innen. . . . Da drin mochte wohl manches zu holen sein. . . .

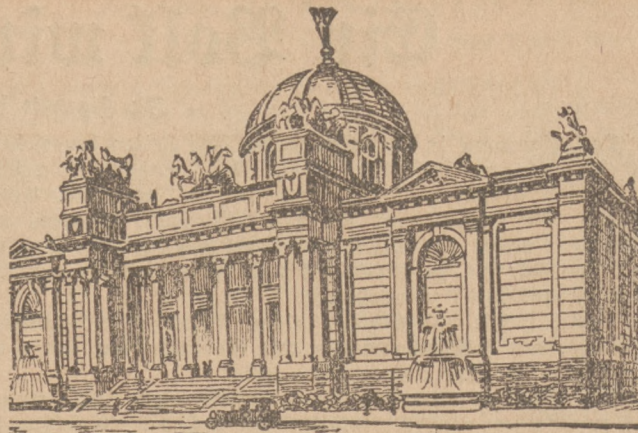
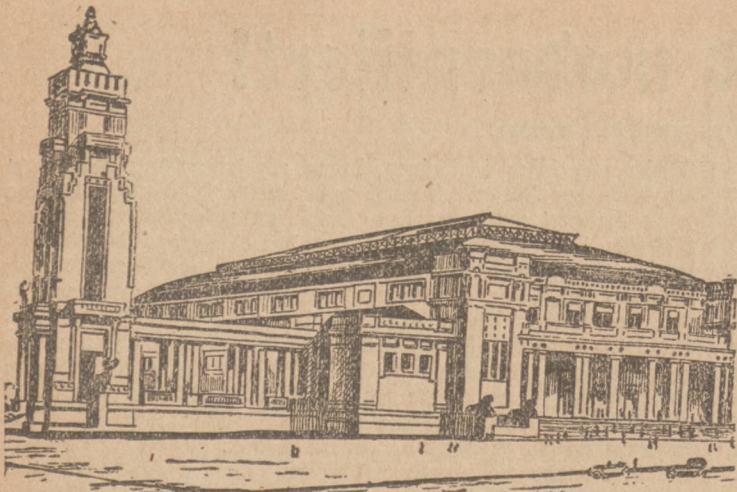
Die vier ersten Fenster rechts vom Eingang waren weit geöffnet; im nächsten Zimmer brannte noch Licht, ein schwarzer Schatten bewegte sich hinter heller Gardine. — Höchstwahrscheinlich das Schlafzimmer.

Schnell huschte er über die Straße und ließ die Taschenlampe vor dem Namensschild am Haustor aufblitzen. „Dr. Schmidt, Jagarzi usw.“ Na ja, der würde schon genug Wertvolles in seiner Bude haben. . . wenn er man bloß erst im Bette läge. . . .

Doch Geduld ist die erste Bürgerpflicht des Waretchers. — Max ging auf seinen Beobachtungsstand zurück und wartete mühsam, bis das Licht im Schlafzimmer erlosch. Dann ließ er noch eine Sippatrouille vorbeiziehen. — So, jetzt war's soweit! . . .

In der Rechten die schwarze Lederkoffer balancierend, schwang er sich über den Zaun des Vorgartens. Noch ein paar Klammzüge an der Mauer, und schon war er drinnen. — Die Besatzung verlangte, daß so ein Eintieg nicht länger als dreißig Sekunden dauerte.

Er ließ das Licht der Taschenlampe im Zimmer wandern. — Donnerwetter! . . . Da stand ja ein ganzer Haufen Silberzeug herum; mehr als er schleppen konnte. . . . Zunächst nahm er sich die Kleinigkeiten vor; fürs erste verschwanden zwölf Silberbecher, drei silberne Teller und einiges Bestek im Bauch der Tasche.



Weltausstellung 1929 in Barcelona

Die nächste Weltausstellung wird im April 1929 in Barcelona eröffnet werden. Der Bau der riesigen Ausstellungspaläste ist in vollem Gange. Wie die Entwürfe zeigen, scheint man einen etwas pompösen Stil gewählt zu haben, der in der modernen Architektur bereits durch die Sachlichkeit strenger Linienführung überwunden wurde.

Dann wandte er sich dem Kaffeeservice zu. Als er eben der Tortenschale zu Leibe gehen wollte, hörte er ein Geräusch am Fenster...

„Verschlagt!“
Er drückte sich in eine Ecke und entzündete den Revolver. Und er sah, was er erwartet hatte... Wahrscheinlich, da stieg noch einer durchs Fenster!... Ein Rival!... Genau wie er, in kurzen Hosen und Gamaschen, die Spornhose im Genick... Das hatte ihm gerade noch gefehlt!... Sollte er den Burischen niederfallen?... War zu gefährlich... Wenn der Schuß gehört wurde, kam er womöglich nicht mehr rechtzeitig fort... Also mußte man sich gütlich einigeln...

Indessen war der andere „Besucher“ im Zimmer angelangt. Max rief ihn leise an.

„Nanu?“ flüsterte es zurück, „der Feld meiner Nachschicht ist wohl schon besetzt?“

„Jawoll!“... Such' dir man 'n anderes Revier!“

„Nicht!“ ich ja Tinte jessoffen haben... Denke gar nicht dran... Wir machen Halbpart, verheißt... Kannst du dich nicht... Ich kenne die Bucht hier... der Alte hat mir als Diener rausgeschmissen... Ich weiß, wo er die Mone-ten hat... hab' mir 'n Nachschlüssel gebaut...“

Max mußte wohl oder übel einverstanden sein. Er fuhr fort, das Silber einzupacken, während der andere mit raschem Griff einen geheimen Wandschrank öffnete. Dide Banknotenbündel leuchteten das Wagnis.

„In dein' niedrigen Koffer kriecht doch gar nicht der ganze Silber rin“, sagte er zu Max. „Weißt du was? ... Wir nehmen 'ne Portiere von der Fenster ab und wickeln den ganzen Kram rein...“

„Kleider mal uff den Stuhl... ich halte dir...“

Während aber Max mit beiden Händen die Portiere ab- hatte, zog ihm der andere blitzschnell den Revolver aus der Rocktasche. Als Max sich umwandte, sah er in die Mündung seiner eigenen Waffe.

„Du Hund!“... Dat nennst du Halbpart!?!“

„Nimm man ruhig die Händchen raus, bis ich an die Polizei telephoniert habe...“

„Was?!?“... Weissen willst du auch noch?!?“

Und Max mußte, mit hochgehobenen Händen auf dem Stuhl stehend, folgendes Gespräch anhören:

„Hier Dr. Schmidt... Ich habe soeben in meiner Wohnung einen Einbrecher gefangen... Jawohl, persönlich... Ich hörte Geräusche, und da ich keine Waffe bei mir hatte, habe ich mich rasch ein wenig maskiert und bin in meine eigene Wohnung ein- getreten... Sehr richtig... Zum Schlafzimmerfenster hinaus und zum Wohnzimmerfenster wieder hinein... hat alles tadellos geklappt... jawohl, der Mann ist vollkommen unschädlich... holen Sie ihn nur recht bald ab, sonst kriegt der arme Kerl noch einen Krampf in die Arme...“

Das Polizeirevier bestreitet, daß ich existiere

Erlebnis mit einer Behörde.

Von Walter Hasenclever.

Ich wohne in Berlin bei einem Freund. Bekanntlich besteht das Leben aus Einschreibebriefen, Postanweisungen und Nach- nahmen. Da mein Freund früh aufsteht, während ich spät schlaf- fe, beschloß ich, ihm eine Vollmacht auszustellen, um meine Briefe in Empfang zu nehmen.

Ich begab mich aufs Postamt. Es war um zwölf Uhr mit- tags. Ich trug dem Beamten meine Absicht vor und harzte der Dinge, die da kommen sollten. Aber die Dinge kamen nicht.

„Sie müssen aufs Polizeirevier gehen“, sagte der Mann in Uniform, „und Ihre Unterschrift beglaubigen lassen. Immer geradeaus, zweite Straße rechts.“

Ich ging immer geradeaus, zweite Straße rechts. Um zwölf Uhr dreißig Minuten gelang es mir, den zuständigen Kommissar zu erreichen. Ich präsentierte ihm die Vollmacht. Er sah sie prüfend an.

„Da steht ja nichts drauf“, sagte er drohend. „Füllen Sie erst mal aus.“

Vergeblich wandte ich ein, daß es sich ja nur um meine Un- terschrift handelte, die zu beglaubigen wäre. Der Kommissar blieb unerbittlich.

Ich füllte aus, strich Unzutreffendes durch, gab im Falle mei- nes Ablebens meinen Erben das Recht, die Vollmacht zu wider- rufen, und trat mit ernstem Todesgedanken wieder vor den Kom- missar. Er las alles aufmerksam durch. Er prüfte meine Bild, meine Legitimation, meine Unterschrift. Die Uhr schlug eins.

„Wohnen Sie in Berlin?“ fragte er schließlich.

Ich verneinte.

„Was sind Sie von Beruf?“

Ich sagte, daß ich Schriftsteller sei. Sein Mißtrauen wuchs.

„Wo wohnen Sie denn eigentlich?“

Ich antwortete, daß ich in Paris wohne, deutscher Staats- angehöriger sei, weder eine Urkundenfälschung noch ein Sittlich- keitsverbrechen begangen habe, auch sonst nicht vorbestraft sei, je- doch in London durchgefallen wäre.

„Ich kann Ihre Unterschrift nicht beglaubigen.“

„Wie? Nicht?“

„Sie sind nicht polizeilich gemeldet.“

Er öffnete ein dickes Buch und las mir mehrere Verordnun- gen vor, die in dunklem, aber widerstandsfähigem Deutsch gehal- ten waren. Es wurde halb zwei.

„Das ist alles sehr schön“, sagte ich beglückt über diesen Staatsprozeß, „aber hier handelt es sich darum, mich auszuweisen,

damit Sie meine Unterschrift, die ich vor Ihren Augen vollziehe, bestätigen. Seit zwei und einer halben Stunde versuche ich ver- geblich, die Behörde von meinem Dasein zu überzeugen. Meine Papiere sind in Ordnung. Ich bitte um Anerkennung.“

„Wie soll ich denn wissen“, sagte der Kommissar eifern, „daß Sie wirklich der Betreffende sind?“

Ich behauptete hartnäckig, es zu sein. Wir stritten längere Zeit darüber. Es wurde zwei.

Da kam mir ein rettender Gedanke.

„Ich habe das Vergnügen“, sagte ich schüchtern, „den Herrn Kultusminister persönlich zu kennen. Ich bin überzeugt, er wird mich identifizieren. Ich bitte, das Ministerium anzurufen.“

„Das beweist nichts.“

„Wie?“

„Da kann jeder telefonieren.“

„Herr Dr. Beder wird sicher meine Stimme am Apparat er- kennen.“

Der Kommissar sah mich scharf an.

Der Plattfuß — eine Volkskrankheit

Die Plattfüßerkrankung ist lange Zeit nur vom rein ärztlich- chirurgischen Standpunkt aus betrachtet worden, aber in neuester Zeit tritt die soziale Fragestellung immer mehr in der Vorder- grund, da man erkannt hat, daß es sich hier um eine überaus verbreitete Erscheinung handelt. Ein hervorragender Kenner konnte das Wort prägen, „daß es kaum eine Krankheit gibt, die soviel soziales Elend schafft, wie der Plattfuß“, und der bekannte Orthopäde Dr. Gustav Muehle forderte jetzt in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ auf, alles daranzusetzen, um diese „Volkskrankheit“ zu bekämpfen und zu verhüten. Das eigen- tümliche des Plattfußes ist es ja, daß alle Völker, Rassen und Völker, alle Berufsstände, Altersklassen und Geschlechter davon betroffen werden, ohne daß sich außer der prozentualen Beteili- gung erhebliche Unterschiede nachweisen lassen. Es gibt einzelne Berufs- wie z. B. die der Feldner, der Bäcker, auch der Zahn- ärzte, die besonders daran leiden, aber man findet auch eine große Zahl von Plattfüßern gerade bei Bergbewohnern, die schon von früher Zeit an schwere Lasten schleppen und in klöbigen Stiefeln gehen. Ein großer Prozentsatz der Plattfüßerleidenen wird eine Zeitlang arbeitsunfähig, so daß dadurch der Allgemeinheit große Werte verloren gehen.

Während früher die Männer annähernd doppelt so viel Er- krankungen an Plattfuß aufwiesen als die Frauen, ist heute der Plattfuß mehr und mehr geradezu zu einem „Frauenleiden“ ge- worden. Während sich früher die Zahl der männlichen zu den weiblichen Kranken wie 9 zu 5 verhielt, ist jetzt das Verhältnis wie 3 zu 5. Dies läßt sich leicht daraus erklären, daß die Frauen heute viel mehr als früher im Berufsleben tätig sind, daß sie

„Der Minister hat uns hier nichts hereinzubringen.“ Sprach's und blickte über mich weg.

Ich machte einen letzten Versuch.

„Bitte, rufen Sie meinen Freund an, bei dem ich seit einer Woche wohne. Es muß sich doch herausstellen, daß ich kein Ge- spenst bin.“

Ich wurde zum Telefon estortiert.

„Sie können die Verbindung herstellen“, sagte der Kommi- sar, „aber“ setzte er mit kriminalistischer Feinheit hinzu, „ich werde selber sprechen. Das Gespräch kostet zehn Pfennig.“

Mein Freund wurde vom Schreibtisch aufgejagt. Der Kom- missar ergriff den Hörer.

„Sagen Sie mal, wohnt bei Ihnen ein gewisser Hasen- clever?“

Mein Freund gab es schleunigst zu. Der Kommissar begann ein längeres Gespräch mit ihm. Am Ende stellte sich heraus, daß ich es wirklich war. Wir begaben uns ins Bureau zurück.

„Ich will Ihre Unterschrift ausnahmsweise beglaubigen, vor- ausgesetzt, daß Sie sich innerhalb 24 Stunden bei mir an- melden.“

Um 3 Uhr verließ ich das Untersuchungsgefängnis. Ich stürzte in den nächsten Buchladen, kaufte vier Anmeldeformu- lare und begann, sie auszufüllen. Auf der Rückseite fand ich folgenden Vermerk:

„Zu melden ist das Beziehen einer Wohnung und das Aus- ziehen aus einer Wohnung. Als Beziehen wird es auch ange- sehen, wenn ein zunächst nur vorübergehender Aufenthalt auf mehr als drei Monate ausgedehnt wird. Hat der Zuziehende je- doch seine bisherige Wohnung abgegeben, so ist schon der vor- übergehende Aufenthalt von mehr als einer Woche melde- pflichtig.“

Weber habe ich die Absicht, drei Monate in Berlin zu blei- ben, noch habe ich meine bisherige Wohnung in Paris aufge- geben. Daraus folgt, daß die Behörde um einer Formalität willen, die sie erfüllen muß, mir zu Unrecht meine Zeit gestohlen hat.

Zeit ist Geld. Was macht der Staat, wenn ich ihm etwas schulde? Er sperrt mich ein. Was mache ich, wenn der Staat mir etwas schuldet? Nichts. Die Polizei schuldet mir drei Stun- den.

Dazu wurde ein Kommissar, ein Bureau und ein Telefon aufgebracht. Das Telefongespräch habe ich selber bezahlt. Aber wer bezahlt die Beamten? Du, lieber Leser. Dafür zahlst du Steuern.

Südslawische Schwänke

Nacherzählt von Rada Rada.

Milan Schwemisch, ein angesehener Schriftsteller der Süd- slawen, hat jüngst ein Buch erscheinen lassen „Die Unsern — groß und klein“. Hier eine Blütenlese daraus:

Zu spruch.

Um eine junge Dame in Belgrad warben zwei junge Herren mit gleichem Eifer. Beide ohne Erfolg: das Fräulein fuhr nach Pest und verlobte sich dort mit einem Dritten.

Darauf telegraphierte der Dichter Smaj dem einen der ab- gewiesenen Verber:

„Ljuba verlobt. Lieber Michael, tröste unsern Lazar“, und: Ljuba verlobt. Lieber Lazar, tröste unsern Michael.“

Der Feinschmecker.

Gerächisch, der berühmte Belgrader Gelehrte, war einmal Gast des Bischofs. Es gab zum Abendessen Kalbsbraten mit Salat. — Gerächisch dankte.

„Wie, Herr Professor? Sie essen nicht Kalbsbraten?“

„Doch, Bischofliche Gnaden.“

„Und Salat?“

„Ich liebe auch Salat. Aber Kalbsbraten esse ich nicht mit Salat — sondern nur mit Pflaumenkompott.“

Sofort eiste der Diener davon — kam aber wieder und mel- dete: es gebe kein Pflaumenkompott.

„Sonderbar“, sagte der Gelehrte. „Sollte in den Kondito- ren einer ganzen Stadt kein Pflaumenkompott aufzutreiben sein?“ — Die Bedienung bei Tische stand still — dafür geriet der Haushalt des Bischofs in Bewegung. Vergebens; aus allen Kon- ditoreien derselbe Bescheid: es sei schon spät im Jahr, das alle Pflaumenkompott aufgebraucht und das neue noch nicht bereitet.

„Hätt' ich nie gedacht“, murmelte der Gelehrte. „Haben auch die befreundeten Familien kein Pflaumenkompott?“

Schon nach einer halben Stunde zeigte sich, daß auch sie über keines mehr verfügten. — „Sollte auch Frau Dantschik keines haben?“ fragte der Gelehrte.

Sie hatte noch ein Glas übrig, grad ein Glas voll.

Jetzt konnte das Essen beim Bischof weitergehen.

König Alexander I. hatte denselben Gerächisch zu sich berufen, um mit ihm eine wichtige Verfassungsfrage zu besprechen.

Der Vortrag des Professors dauerte lange. Vergeblich mel- dete der Flügeladjutant des Königs, das Essen sei aufgetragen — der Professor redete und redete.

Da unterbrach der König: „Wissen Sie was, Professor? Bleiben Sie zu Tische — wir verhandeln nachher weiter.“

„Schönen Dank, Majestät, aber zu Tische kann ich nicht bleiben.“

„Warum nicht?“

„Ein andermal gern — diesmal nicht. Meine Frau hat heute gefüllten Kürbis bereitet.“

„Nun“ — der König lächelte — „Sie können, wenn Sie durch- aus wollen, auch bei mir gefüllten Kürbis haben.“

„Aber nicht 1000, Majestät. Nicht 1000.“

Das böse Omen.

Der Pope Kosta Marinowitsch hatte einen ungeratenen Sohn, der sich die Nächte um die Ohren schlug.

Einst lehrte dieser Mißwachs heim, als der Vater eben zur Morgenandacht wollte.

„Unglücklicher!“ rief der Vater, „um diese Stunde kommst du?“

„Wie soll ich denn Glück haben“, maulte der Sohn, „wenn mir schon in aller Herrgottsfrühe ein Pope begegnet?“

Das Schicksal.

Eine Fuchsin hatte ihr Gefäß großgezogen und sprach zu den Fuchselein: „Kinder, ihr seid nun groß genug, selbst für euch zu sorgen — lebt wohl, und jeder gehe seiner Wege!“

„Aber, Mutter“, — jeder der Fuchselein — „sollen wir ein- ander denn nie mehr sehen?“

„Doch, Kinderchen, doch! Wir alle werden einander wieder- finden: beim Kürschner.“

Das Abendmahl.

In irgendeinem vergessenen Bergdorf an der rumänischen Grenze war ein Pfarrer, der spendete das Heilige Abendmahl in Gestalt von Schnaps. Der Patriarch hörte davon und ließ sich diesen sonderbaren Seelenbirten kommen.

„Ist es wahr“, fragte der Patriarch, „was man mir da he- richtig hat, mein Sohn?“

Der Pfarrer, wild genug von Haar und Bart, antwortete:

„Je nun, Eure Heiligkeit, mein Sprengel ist arm — bei uns wächst kein Wein... da muß ich eben Schnaps in den Becher tun.“

„Aber! Das geht doch nicht!“

„Ich hab es versucht, Eure Heiligkeit. Es geht.“

Der Ruf nach Neuorientierung

Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, daß unser gewerkschaftliches Leben einer Reform bedarf. Nicht in der Führung allein, sondern auch in der gewerkschaftlichen Arbeit selbst, wenn die Arbeitermassen nicht ganz das Vertrauen zu ihren wirtschaftlichen Organisationen verlieren sollen. Hierbei soll weniger die Frage, ob mit oder ohne die sogenannte Arbeitsgemeinschaft diese Reformen durchgeführt werden können, erörtert werden, sondern der Umstand, daß heute die Unternehmer in keiner Beziehung auf die Wünsche der Arbeitnehmer reagieren und, sagen wir es offen, die Laune der breiten Massen zum Kampf gegen die Gewerkschaften ausnützen, wobei sie bei der Unternehmerfreundlichkeit der heutigen Regierung eine reichliche Stütze finden. Andererseits sind die Gewerkschaften nicht nur national gespalten, sondern verschiedene Fehler bieten und regen sogenannte Neugründungen an, so daß es selbst für einen praktischen Gewerkschaftler schwer wird, sich über Tendenz und Absicht einzelner Organisationen sachlich zu orientieren. Weiter scheint ein Teil der Organisationen nicht ihre Hauptaufgabe darin zu sehen, um ihren Mitgliedern selbst Vorteile zu schaffen, sondern im Kampf gegen die andere Organisation, um ihr durch Verdächtigungen und Berufung auf ihren Klassen, National- oder Weltanschauungscharakter nachzuweisen, daß sie allein nur als die einzige Vertreterin in Frage komme. Das Ziel der Verbesserung der Lebenshaltung der Mitglieder wird erst dann in Aussicht gestellt, wenn so und so viel Arbeiter bereits organisiert sein werden. Bis dahin hat sich aber das zahlende Mitglied zu beruhigen und dafür zu sorgen, bis der sogenannte „letzte“ Mann in der Werkstatt und Grube sein Mitglied wird. Daß die Aufgabe, so gestellt, ein Unsinn ist, wird wohl dem langjährigen Gewerkschaftler klar sein, nicht aber den Mitläufern und Unorganisierten, die daraus die logische Schlussfolgerung ziehen, daß sie so lange der Gewerkschaft noch fern bleiben dürfen, bis die unbedingte Notwendigkeit auch sie zu Mitgliedern zwingt. Nicht aus der Klassenlage ihres Standes gehen so die Arbeiter in die Gewerkschaft, sondern aus dem „Muff“, weil schon alle drin sind. Andererseits werden werden Arbeiter Mitglieder, um Ziele zu erreichen, die ihnen ohne Organisationszugehörigkeit einfach nicht erreichbar sind.

Ostoberschlesien ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, allerdings nicht im Sinne der Amerikaner, sondern mehr des verkommenen Lumpenproletariats, welches nichts mehr zu verlieren hat. Und so ist es verständlich, daß hier jeder Unzufriedene eine eigene Organisation aufmacht und dann bei den Patrioten oder bei den Wahlen auf eine Entlohnung wartet. Diese Gebilde sind im Verschwinden begriffen, aber es scheint, daß von Amts wegen Neugründungen geplant sind. Jedenfalls ist in dieser Beziehung ein Artikel der offiziellen „Polsta Zachodnia“ höchst interessant, welche Sorgfalt sie Arbeiterfragen widmet und sich sogar mit gewerkschaftlichen Problemen beschäftigt. Es braucht nicht besonders unterstrichen zu werden, daß sie die wirtschaftlichen Belange der Arbeiterklasse nur in dem Zusammenhang erwähnt, wie weit solche auch national begründet erscheinen. Und daß man in diesem Lager einzusehen beginnt, daß es nicht allein genügt, die breiten Massen mit patriotischen Phrasen zu füttern, sondern daß sich der Patriotismus auch wirtschaftlich auswirken muß, ist immerhin eine Erkenntnis, die bisher noch im sogenannten deutschen Lager nicht zum Ausdruck kam. Der Artikelschreiber in der „Polsta Zachodnia“ macht sich denn die „Neuorientierung“ der Gewerkschaften sehr leicht, indem er zunächst das nationale Moment hervorhebt und dann einfach als den größten Fehler, die Zersplitterung kennzeichnet. Seine logische Schlussfolgerung ist eine Verurteilung dieser Zersplitterung und der Ruf nach Einigung der polnischen Gewerkschaften aus nationalen Gründen. Der fragliche Schreiber ist vorsichtig genug, die Strömungen innerhalb der polnischen Gewerkschaften aufzuzeigen, sie aber nicht anzugreifen, sondern zeigt ihre Unfähigkeit in der Zersplitterung. Der eigentliche Zweck dieser Mahnung nach „Neuorientierung“ wird nicht benannt, er ist aber dem Kenner sehr einfach zu enträtseln und dies dürfte dahin auszuliegen sein, daß es sechs Jahre nach der Zugehörigkeit Ostoberschlesiens zu Polen hier noch immer deutsche Gewerkschaften gibt. Und sie sind noch nicht ausgerottet, weil sich die polnischen Gewerkschaften unter sich bekämpfen und darum nach dem unausgesprochenen Sinn des Artikelschreibers die Hauptaufgabe unterlassen, die deutschen Gewerkschaften zu vernichten. Eine wirtschaftsfriedliche, einige, nationale Gewerkschaft in Polen, zumal in der Arbeitsgemeinschaft, könnte die deutschen Gewerkschaften ausschalten und endlich jenen Wunsch in Erfüllung gehen lassen: es gibt keine Deutschen mehr. Ostoberschlesien ist rein polnisch. Man hat diese Arbeit versucht, hat aber Kapital und Arbeit nicht ausbilden können und darum der Ruf nach „Neuorientierung“.

Sollte diese „Neuorientierung“ auf national-friedlichem Boden durch eine sogenannte Einigung nicht gelingen, so wird man nachhelfen, und es ist leicht zu erraten, daß dies durch „Neugründungen“ vor sich gehen wird. Man hat auch schon so etwas innerhalb der Aufständischen versucht, die Sache hat sich aber nicht gelassen; darum der Appell an die nationale und wirtschaftsfriedliche Gesinnung des polnischen Arbeiters. Ohne die deutschen Gewerkschaften irgendwie zu streifen, wird damit die Bedeutung der deutschen Arbeiterorganisationen anerkannt. Wir sind unterrichtet, daß man die Einheitsfront während der Wahlen später dazu benutzen wollte, um die polnischen Gewerkschaften als Stoßtrupp zur Polonisierung heranzuziehen, in Erkenntnis ihrer Bedeutung im Leben des ostoberschlesischen Arbeiters. Aber man sah ein, daß sich die Gewerkschaftsmitglieder selbst dagegen sträuben und da anfänglich nur die Polnische Berufsvereinsung war, die Korstantynen und Zentralverbände nicht hierfür zu gebrauchen waren, wird man es auf eine andere Weise tun, wie, wird noch in einem späteren Artikel der „Polsta Zachodnia“ gezeigt werden. Wir sind auf diese national-patriotischen Phrasen gar nicht neugierig, die die Notwendigkeit einer solchen regierungsfreundlichen Gewerkschaft begründen wird. Ihre Entstehung ist im An-

zug, und vielleicht wird man sogar eine der heute bestehenden „Organisationschön“ dazu ausersehen. Gerade die Lohnentscheidungen in der letzten Zeit bieten Gelegenheit, um gegen die bestehenden Gewerkschaften anzukämpfen, die infolge ihrer Zersplitterung nichts für die Arbeiterschaft erreicht haben. Bei den finanziellen und organisatorischen Mitteln wird dies auch gut zu schaffen sein; denn die Unzufriedenheit der Arbeitermassen ist wirklich groß, daß soll nicht verkannt werden. Ebenfalls ist der Umstand, daß der ostoberschlesische Arbeiter gern etwas Neuem nachläßt und nicht ein stabiles Moment in der Gewerkschaftsorganisation ist, also rasch aus einem ins andere Extrem verfällt.

Die Bedeutung der Gewerkschaften im Staatsleben und auch in nationaler Hinsicht wird polnischseits richtig eingeschätzt, im Gegensatz zu einer Anzahl deutscher Führer, die in der Tätigkeit der Gewerkschaften mehr ein Übel sehen, welches sich nicht ganz ihren Wünschen in nationaler Hinsicht unterordnet. Und so kommt auch der Artikelschreiber in der „Polsta Zachodnia“ zu der Auffassung, daß nur geeinigte polnische Gewerkschaften ihr Ziel erreichen können, unterstreicht darum ihre nationale Bedeutung und gibt auch zu, daß sie wirtschaftlich etwas leisten müssen, ein stiller Hinweis auf die amtlichen Quellen, daß

sie dann zur Hilfe für die breiten Massen eine größere Bereitschaft zeigen müssen oder besser die Aussicht, die ihnen ermöglicht, etwas zu sein. Wir sind durchaus nicht ängstlich, daß man durch diese neue Fürsorge nach „Neuorientierung“ die deutschen Gewerkschaften beseitigen wird. Aber wer von manchem Kuhhandel polnischer Organisationen mit amtlichen Stellen weiß, der wird verstehen, warum uns der Marmelade der „Polsta Zachodnia“ ein wenig bedenklich stimmt. Die Gewerkschaften, wenigstens diejenigen mit alter Tradition, sollten an dieser bedenklichen Fürsorge nicht achtlos vorbeigehen. Und es gilt nicht nur die Arbeiter über diese Fürsorge aufzuklären, sondern auch ernsthaft darnach zu streben, den Kurs in der heutigen Gewerkschaft zu ändern.

Wenn breite Massen der Arbeiterschaft heute den Gewerkschaften ziemlich lau gegenüberstehen, so deshalb, weil man das wichtigste Moment, die gewerkschaftliche Schulung, ganz außer Acht gelassen hat. Und doch wird man ohne diese die Gewerkschaften nicht mit neuem Blut ausfüllen. Gewerkschaftliche Treue und vor allem Liebe zur Mitarbeit und Agitation setzt Schulung der Mitglieder voraus. Nicht die Lohnbewegung allein gewährt den Gewerkschaften Daseinsberechtigung, sondern gewerkschaftliche Erziehung, die auch mit der Zeit der Zersplitterung ein Ende setzt. Noch ist es Zeit, mit dieser Arbeit zu beginnen, und dann verschwinden auch Phrasen, sogenannter „Neuorientierung“.

Technik — Gewerkschaft — Sozialismus

Unauflöslich, eng ist unser ganzes Leben mit technischen Dingen und technischen Leistungen verknüpft. Die Technik hat unserer ganzen Lebensgestaltung den Stempel aufgedrückt. Die Erfindung unseres Sechsigmillionen-Volkes mit allen Fabriken, Handelshäusern, Gewerkschaften, Unternehmerverbänden wäre unmöglich, wenn die technischen Errungenschaften durch irgendeine Naturgewalt von unserem Erdball verschwinden würden.

Technik bedeutet eine ordnende, ausführende Tätigkeit. Der Inbegriff alles Schaffens und der Leistungen, welche auf mathematisch-naturwissenschaftlicher Grundlage ausgeführt, Naturkräfte, Rohstoffe und Menschen nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten in den Dienst der Menschen stellen. Wenn diese wirtschaftlichen Gesichtspunkte heute noch mehr gelten als das menschliche Bedürfnis, wenn auch die Technik im Dienste des Kapitals steht, so liegt es doch im Wesen der Technik, ihre jeweiligen Opfer zu erlösen, von ihrer Knechtung zu befreien. Denn Sinn der Technik ist Freiheit durch Beherrschung der blindwirkenden Natur.

Die Technik drängt gleichzeitig zum Kollektivismus. Wir sind durch ihr einigendes Band umschlungen. In ihr fühlen wir unsere gesellschaftliche Verbundenheit, erleben wir unser soziales Dasein. Sie zwingt alle in ihr Tätigen zum Schaffen im kollektivistischen Sinne. Obwohl sie den einzelnen Menschen zum Gliedwesen hemmt, ihn durch Arbeitsstellung und Spezialisierung in größte soziale Abhängigkeit bringt, ist ihr großer Gedanke soziale Humanität, Sozialismus!

Die Technik der Neuzeit ermöglicht die Erhöhung des Durchschnitts des Lebens durch größtmögliche Warenproduktion. Das ist ja gerade der Zweck der Technik und warum wir sie betreiben: Lebenshaltung in versierter und komplizierterer Art, als man sie bisher im Durchschnitt der konsumierenden Masse kannte. Gleichzeitig vermindert die wissenschaftliche Technik grobe Muskelarbeit und äußerste Ermüdung. Sie schützt das Leben des Menschen, gestaltet es angenehmer, leichter, entlastet den Menschen, dient dem Menschenschutze und Menschenwohl. Das ist human und sozial.

In diesem Sinne sind Gewerkschaft und Technik eng verbunden. Die Gewerkschaften bekämpfen den Mißbrauch der Technik zu kapitalistischen Zwecken, zu Sonderprivilegien auf Kosten derjenigen, die die technischen Werke mit ihrem sinnenden, berechnenden Verstand und ausführender, kräftiger Hand schaffen.

Die kapitalistische Mißwirtschaft auf vielen Gebieten ist kein technischer Geist, sondern Mangel an vollendeter Technik! Wenn man Kartelle bildet, um die Früchte der produktiven Technik in nicht zu großen Raten den Massen zu übergeben, hemmt man die Technik und ihre Entwicklung. Wenn man national und international kartell- und truismäßig konfuriert, verbraucht und verschleudert man Werte für Nutzlosigkeit, die der Technik und Wirtschaftlichkeit widersprechen. Gleichzeitig ist damit erwiesen, daß der Organismus der Weltwirtschaft nicht aus technischem Geist heraus sinnvoll zusammengefügt ist und daß der Zweck des Ganzen im und am einzelnen erkannt werden kann. Und wenn man in der einzelnen Fabrik an Schutzvorrichtungen

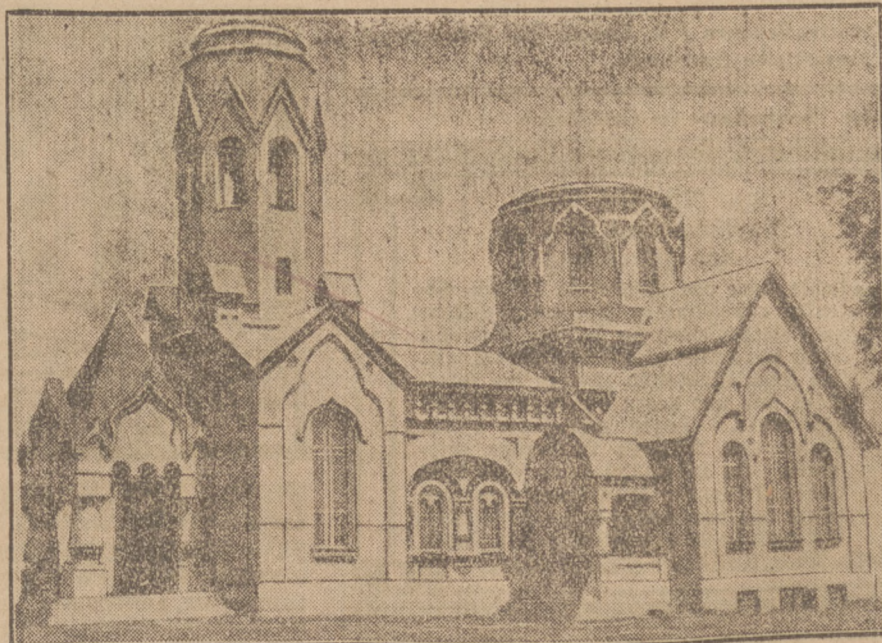
spart, die Löhne niederhält und die Arbeitszeit unnötig lang ausdehnt, ist dies nur ein Zeugnis von mangelnder technischer Einsicht, mangelnder Technik. Die kapitalistische Mehrwertpraxis bedeutet deshalb ein Schlag in das Gesicht der Technik. Diese Verschärfung der Kraft der Technik zum Vorteil weniger und zum Nachteil der meisten Menschen will die Gewerkschaft beseitigen. Gewerkschaftlicher Kampf für Verbesserung des Arbeitslohes bedeutet Kampf für höchste Technik.

Der Gewerkschaftskampf ist deshalb im letzten Grunde zugleich menschlich und technisch. Organisation der Weltwirtschaft auf sinnvoller technischer Basis ist der erste Schritt zur Organisation der Menschheit und Förderung der Menschlichkeit im sozialistischen Sinne. Organisation der Fabrik aus wahrhaft technischem Willen heraus bedeutet optimale Arbeitszeit, hohe, durch Profit ungehemmte, nur durch Bedarf begrenzte Massenproduktion, hohe Löhne und größere Anwendung arbeitswissenschaftlicher Erkenntnisse. Die zwangsläufige Fortentwicklung des Wesenseigenen der Technik führt deshalb notwendigerweise zum Sozialismus.

„Unternehmer aller Länder, vereinigt euch!“

Obwohl sich die Unternehmervereinigungen im allgemeinen viel später und langsamer entwickelten als die Gewerkschaften, und der Ausbau der ersteren Organisationen eigentlich erst durch den dauernden Aufstieg der Gewerkschaften angeregt wurde, sind die Unternehmer, so weit es Europa betrifft, zur Zeit so eng miteinander verbunden, daß ihre Organisationen allmählich den Gewerkschaften als Musterbeispiel hingestellt werden können.

Speziell nach dem Kriege entwickelten sich die Unternehmerorganisationen sehr schnell, um ein Gegengewicht zu schaffen gegen die überaus schnell gewachsenen Gewerkschaften, die für ihre Mitglieder und die Arbeiterschaft im allgemeinen eine große Zahl von sozialen Rechten zu erobern wußten. In einer Zeit wie der jetzigen, wo internationale Trusts und Kartelle und andere Formen internationaler Zusammenarbeit das wirtschaftliche Leben beherrschen, ist das Wort Klassenolidarität bei den Leitern von Handel und Industrie mindestens so durchgedrungen, wie bei jenen, die von ihnen abhängig sind. In einer speziell der Entwicklung der Unternehmerorganisationen gewidmeten Nummer der französischen Zeitschrift „L'Europe Nouvelle“, findet man die unwiderlegbaren Beweise dafür, daß die europäische Unternehmerklasse darnach strebt, das Prinzip der internationalen Solidarität in höchstmöglichem Maße zu entwickeln. Von kleinen Gruppen, die mehr egoistische Sonderbelange vertraten, sind die Unternehmerorganisationen zu mächtigen Körperschaften geworden. Man brachte, sagt einer der Mitarbeiter der Spezialnummer, die persönlichen Eifersüchteleien über die rein persönlichen Geschäftsinteressen zum Schweigen, um mächtige und koordinierte Föderationen zu gründen, die imstande sind, den großen Arbeiterorganisationen im Namen der ganzen Arbeitgeberchaft gegenüberzutreten und den öffentlichen Behörden den Rat und die Mitarbeit einer Vertretung der Unternehmerschaft zu gewähren.



Das Schicksal der Kirchen in Rußland

Eine Kirche in Mariupol (Südrußland), die lange Zeit unbenutzt stand und jetzt als Heim eines Arbeiterklubs umgebaut wurde.

Trotz des verschiedenen Charakters der Unternehmerorganisationen der verschiedenen Länder, von denen sich die einen die Behandlung wirtschaftlicher und die anderen wieder vorwiegend sozialer Fragen angelegen sein lassen, trotz der bei verschiedenen Organisationen vorhandenen politischen und religiösen Unterschiede sind alle diese Organisationen in der internationalen Unternehmervereinigung zusammengeschlossen. So gibt es z. B. in Holland vier Arbeitgeberorganisationen, von denen eine eine konfessionellen Charakter trägt, d. h. katholisch resp. katholisch ist. Dies hindert diese Organisationen jedoch nicht daran, miteinander im engsten Kontakt zu stehen und sich bei allen wichtigen Angelegenheiten und Konflikten zu beraten und in der Sektion „Holland“ im Rahmen der internationalen Unternehmervereinigung zusammenzuarbeiten. In gleicher Weise gehören heute der internationalen Vereinigung Organisationen von Südafrika, Deutschland, Argentinien, Dänemark, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Spanien, Estland, Finnland, Frankreich, England, Griechenland, Ungarn, Italien, Japan, Lettland, Norwegen, Holland, Polen, Portugal, Rumänien, Schweden, der Schweiz, der Tschechoslowakei und Jugoslawiens an. Durch ihren engen Zusammenschluß vermag die Internationale der Unternehmer auf die Arbeiten des internationalen Arbeitsamtes (I. A. A.) einen sehr großen Einfluß auszuüben. Alle Unternehmerrmitglieder des Verwaltungsrates gehören der Exekutive der Unternehmer-Internationale an und diese bestimmt auch die Haltung, welche diese Mitglieder im Verwaltungsrat einzunehmen haben. „In jeder der Sitzungen, die den Zusammenkünften des Verwaltungsrates des I. A. A. vorangehen, werden alle im Rahmen des I. A. A. zur Sprache kommenden Punkte behandelt und geprüft.“ Für die internationale Arbeitskonferenz gilt dasselbe. Auch hier ist es die Unternehmer-Internationale, die die Arbeiten der Unternehmerrdelegation vorbereitet.

Innerhalb der Unternehmer-Internationale gibt es u. a. auch eine besondere Vereinigung der dänischen, schwedischen, norwegischen und finnischen Arbeitgeber. Diese Arbeitgebergruppe arbeitet schon seit 20 Jahre eng zusammen und unterhält seit dem Jahre 1921 in Brüssel, d. h. dem Sitz der Unternehmer-Internationale, ein eigenes Büro.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 422.

Sonntag, 10.15: Übertragung des Gottesdienstes. 12: Zeitzeichen und Wetterbericht. 16: Vorträge. 17: Volkstümliches Konzert des Mandolinenorchesters. 18.50: Radiotechnischer Vortrag. 19.15: Vorträge. 20.15: Abendkonzert, übertragen aus Warschau. 22: Zeitzeichen, Wetter-, Presse- und Sportberichte. 22.30: Tanzmusik.

Montag, 17: Kinderstunde. 17.25: Polnischer Sprachunterricht. 18: Tanzmusik. 19: Verschiedene Nachrichten. 19.30: Vortrag. 20.05: Französische Lektüre. 20.30: Konzertübertragung aus Warschau. Danach die Abendberichte.

Kraakau — Welle 422.

Sonntag, 10.15: Übertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12: Übertragung von der Kirche Notre Dame, Zeitzeichen und Wetterbericht. 13.50: Konzertübertragung. 16: Vorträge. 17: Übertragung aus Warschau. 18.50: Vorträge. 20.30: Konzertabend (Französische Musik). 22: Programm von Warschau. 22.30: Konzertübertragung.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. 13: Verschiedene Nachrichten. 17: Programm von Warschau. 17.25: Vortrag. 18: Übertragung aus Wilna. 19.30: Vortrag und danach Berichte. 20.30: Konzert, übertragen von Warschau. 22: Programm von Warschau.

Posen — Welle 280,4.

Sonntag, 10.15: Übertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12: Zeitzeichen. 17: Sinfoniekonzert, übertragen aus Warschau. 18.30: Für die polnische Jugend. 18.50: Übertragung eines Vortrages aus Warschau. 20.15: Konzertabend. 22: Die Abendberichte. 22.40: Tanzmusik.

Montag, 13: Zeitzeichen und Mittagskonzert. 18: Schallplattenkonzert. 19.35: Vortrag. 20.30: Konzertübertragung aus Warschau. Danach die Abendberichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag, 10.15: Übertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12: Zeitzeichen und Berichte. 16: Vorträge. 17: Konzert der Warschauer Philharmonie. 18.50: Vorträge. 20.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 22: Bericht und danach Tanzmusik.

Montag, 12: Schallplattenkonzert. 13: Zeitzeichen und verschiedene Berichte. 17: Kinderstunde. 17.25: Vortrag. 18: Leichte Musik, übertragen aus Wilna. 19.30: Französischer Sprachunterricht. 20.30: Konzertübertragung aus Warschau. Anschließend die Abendberichte.

Gleiwitz Welle 329,7.

Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuer Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A-G.

Sonntag, den 2. September. 9: Morgenzkonzert. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Freireligiöse Feier. 14.25: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.35: Schallfunk. 15: Märchenstunde. 15.30: Stunde des Landwirts. 16.30: Unterhaltungskonzert. 17.30: Übertragung aus Gleiwitz: Stunde der Zeitschrift „Der Oberschlesier“. 18: Der Arbeitsmann erzählt. 18.55: Franz Schubert. 19.40: Wetterbericht. 19.40—20.10: Jochen Klepper liest eigene Dichtungen. 20.30: Joseph Blaut-Abend. 22: Die Abendberichte. 22.30: Übertragung aus dem Kaffee „Goldene Krone“: Tanzmusik der Kapelle Charles Kowak vom Markt Strand-Theater Neuporf.

Montag, den 3. September. 16: Abt. Naturkunde. 16.30: Unterhaltungskonzert. 18: Übertragung aus Gleiwitz: Abt. Literatur. 18.25: Abt. Heimatkunde. 19.25: Stunde der Technik. 19.50: Theatergeschichte. 20.30: Sinfonie-Konzert. 22: Die Abendberichte und Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Berichtungsstafel

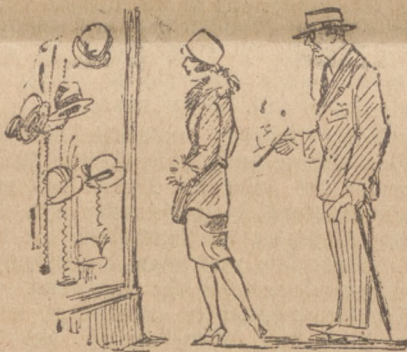
Bergarbeiterversammlungen am Sonntag, den 2. September.

Königshütte. Vormittags 9 1/2 Uhr, im Dom Ludowy. Referent: Kamerad Smolka.

Schlesiengrube. Vormittag 9 1/2 Uhr, bei Herrn Scheliga. Referent: Kamerad Rikmann.

Niederschlesien. Vormittag 9 1/2 Uhr, im bekannten Lokal. Referent: Kamerad Ziaja.

Neudorf. Vormittag 9 1/2 Uhr, bei Herrn Goresky. — Referent: Kamerad Schulzky.



„Sieh' mal, Egon, ist das nicht ein entzückender Hut?“
„Ganz gewiß. Meine Frau trägt übrigens den gleichen.“
„Wahrhaftig?“ — Nein, er gefällt mir gar nicht. Er ist einfach abscheulich.“

„Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt“

An die Ortsvereine der D. S. A. P. und die Ortsgruppen der Arbeiterwohlfahrt. Genossinnen und Genossen! In Ausführung des Beschlusses der letzten Bezirkskonferenz berufen wir für Mittwoch, den 12. September, nachm. 2.30 Uhr, nach Königshütte, Volkshaus, Vereinszimmer, eine Frauenkonferenz mit folgender Tagesordnung ein:

1. Eröffnung und Feststellung der Teilnehmer.
2. Bericht über die Lage und Entwicklung der Arbeiterwohlfahrt. Referentin: Genossin Kowoll.
3. Unsere Aufgaben für die Zukunft. Referent: Genosse Kowoll.
4. Diskussion zu beiden Punkten.
5. Anträge und Verschiedenes.

Die Delegationsform ist durch Rundschreiben festgelegt, was wir zu beachten bitten.

Für die Arbeiterwohlfahrt.

J. A. Kowoll. G. Kuzella.

Für den Bezirk der D. S. A. P.

J. A. Kowoll. Makke.

Kattowitz. Arbeiter-Schach-Verein. Sonntag, den 2. September, vormittags 10 Uhr, findet im Saal des Zentralhotels eine Mitgliederversammlung statt. Es wird um vollzähliges Erscheinen der Mitglieder gebeten, da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen. Interessenten für den Arbeiterschachsport können daselbst als Mitglieder aufgenommen werden.

Bismarckhütte. Freidenker. Sonntag, den 2. September, vormittags 9 1/2 Uhr, findet die Monatsversammlung des Freidenkervereins Bismarckhütte bei Herrn Pasche, Königshütte, Tempelstraße 35, statt. Es wird ersucht, recht zahlreich zu erscheinen. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, herzlich willkommen.

Bismarckhütte. Maschinisten und Heizer. Am Sonntag, den 2. September, vorm. 9 1/2 Uhr, findet in unserem Versammlungslokal die jährliche Mitgliederversammlung statt. Um vollzähliges Erscheinen der Mitglieder wird erlucht.

Königshütte. Holzarbeiter. Sonntag, den 2. September, vormittags 10 1/2 Uhr, im Gewerkschaftshaus, Mitgliederversammlung. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Königshütte. Maler. Am Sonntag, den 2. September, findet im Volkshaus, um 10 Uhr vorm., eine sehr wichtige Mitgliederversammlung statt. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Königshütte. Freie Turnerei. Am Sonnabend, den 1. September, abends 8 Uhr, findet im Volkshaus (ul. 3g. Maja Nr. 6) im Vereinszimmer, die jährliche Monatsversammlung statt. Erscheinen aller Mitglieder sowie Interessenten der freien Sportbewegung wird erwünscht.

Königshütte. Am 7. September, abends 7 1/2 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. im Dom Ludowy. Referent: Sejmabgeordneter Genosse Kowoll.

Ruda. Die Mitgliederversammlung der D. S. A. P. findet am Sonntag, den 2. September, vorm. 9 1/2 Uhr, bei Masche statt. Die freien Gewerkschaften sind freundlichst eingeladen. Referent: Sejmabgeordn. Genosse Kowoll.

Siemianowitz. Freidenkerverein. Am Sonntag, 2. September, vormittags 10 Uhr, findet bei Kosdon, Teichstraße, eine außerordentliche Versammlung statt. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, herzlich willkommen.

Siemianowitz. Frauengruppe Arbeiterwohlfahrt. Am 6. September, abends 7 Uhr, bei Generlisch, Versammlung. Referentin: Genossin Kowoll.

Eigenau. Am 2. September, nachmittags 3 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. bei Achleil. Die Bergarbeiter sind hierzu eingeladen. Referent zur Stelle.

Domb-Josefsdorf. Am 2. September, nachmittags 3 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. in Agneschütte. Die Bergarbeiter und die Genossen aus Benzlowitz sind dazu besonders eingeladen. Referent: Sejmabg. Kowoll.

Orzele. Bergarbeiter. Am Sonntag, den 2. September, findet um 3 Uhr nachmittags in Orzele bei Gregorczyk eine Monatsversammlung der Zahlstellen des Deutschen Bergarbeiterverbandes statt.

Königshütte, Hotel Graf Reden

Sonntag, den 2. September, abends 1/8 3 Uhr

Einziges Konzert für Ost- und Westoberschlesien des gesamten 72 Mann starken

Berliner Symphonie-Orchesters

(Blüthner-Orchesters)

Dirigent: Generalmusikdirektor Dr. Kunwald.

Programm: Reger, Mozartvariationen / R. Strauß, Till Eulenspiegel
Berlioz, Phantastische Symphonie.

Karten an der Theaterkasse im Graf Reden.



Von Rheuma, Gicht, Kopfschmerzen, Ischias und Hexenschub

sowie auch von Schmerzen in den Gelenken und Gliedern, Influenza, Grippe und Nervenschmerzen befreit man sich durch das hervorragend bewährte Joga. Die Joga-Tabletten scheiden die Harnsäure aus und gehen direkt zur Wurzel des Übels. Joga wird von vielen Ärzten und Klinikern in Europa empfohlen. Es hinterläßt keine schädlichen Nebenwirkungen. Die Schmerzen werden sofort gehoben und auch bei Schlaflosigkeit wirkt Joga vorzüglich. In all. Apoth.

Best. 4% Acid. acat. salic., 0,065% Chinin, 12,6% Phosphor ad 100 Amyl.

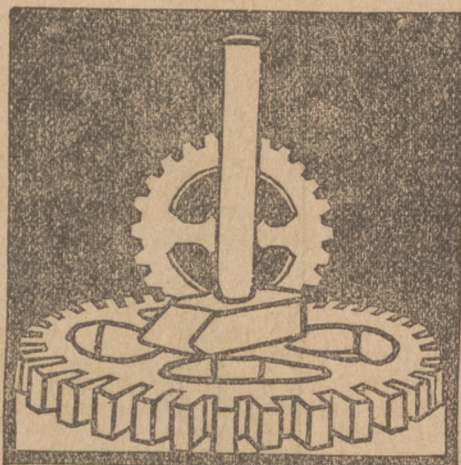
Wir bitten, Inserate möglichst rechtzeitig in der Geschäftsstelle aufgeben zu wollen.

Es werden gesucht:

2 Former
2 Vorreißer
4 Schlosser

H. Koetz Nast.

Fabryka maszyn i kotłów parowych
Mikołów



DRUCKSACHEN
FÜR DEN INDUSTRIEBEDARF

LOHNLISTEN, LOHNRECHNUNGEN, SCHICHTEN- UND MATERIALIEN-BÜCHER, FORMULARE ALLER ART, AKTIEN FERTIGT IN KÜRZESTER FRIST

„VITA“ NAKŁAD DUKARSKI
KATOWICE, KOŚCIUSZKI 29. TELEFON 2097



sind Glanzleistungen küchenchemischer Erfindungen u. werden von erfahrenen Hausfrauen als Perlen im Küchenschatz bezeichnet.

Die bekanntesten Marken sind:

Dr. Oetker's Backpulver „Backin“
Dr. Oetker's Vanillin-Zucker
Dr. Oetker's Pudding-Pulver
Dr. Oetker's „Gustin“
Dr. Oetker's Milcheiweiß-Pulver
Dr. Oetker's Rote Grütze
Dr. Oetker's Einmache-Hülfe

u. s. w.

Dr. A. Oetker
Siedfeld.